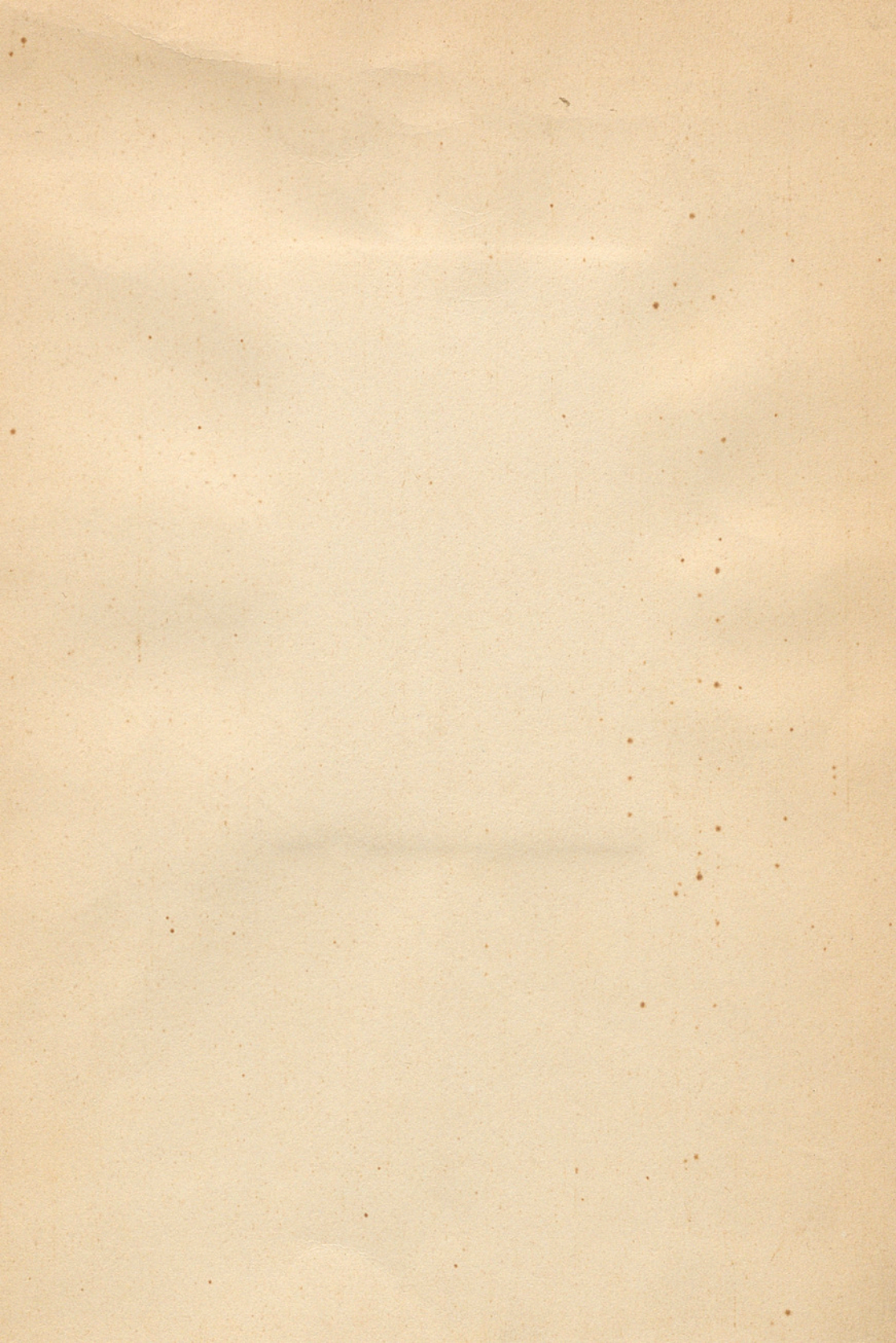


LOTHAR ANDERS
ZUM GEDÄCHTNIS





Loffur Anders

Nekr A 36

Nachruf

Kameraden!

Hiermit erfülle ich die letzte Pflicht. Euch allen bekannt zu geben, daß unser verehrter, erster Kamerad in und Ehrenvorsitzender unserer Vereinigung

Herr Oberstleutnant a. D. Lothar Anders

am 7. Oktober 1972 im 80. Lebensjahre nach einer langjährigen Krankheit

im Kreise seiner Familie im Alter von 80 Jahren im Kreise seiner Familie

Worte

der Erinnerung

Am 7. Oktober 1972 im 80. Lebensjahre nach einer langjährigen Krankheit

im Kreise seiner Familie im Alter von 80 Jahren im Kreise seiner Familie

Worte

der Erinnerung

Am 7. Oktober 1972 im 80. Lebensjahre nach einer langjährigen Krankheit

im Kreise seiner Familie im Alter von 80 Jahren im Kreise seiner Familie

Worte

der Erinnerung

Am 7. Oktober 1972 im 80. Lebensjahre nach einer langjährigen Krankheit

im Kreise seiner Familie im Alter von 80 Jahren im Kreise seiner Familie

Worte

der Erinnerung

Am 7. Oktober 1972 im 80. Lebensjahre nach einer langjährigen Krankheit

im Kreise seiner Familie im Alter von 80 Jahren im Kreise seiner Familie

Worte

der Erinnerung

G 1972, 1093

Dr. Caspar

Nachruf!

Kameraden!

Hiermit erfülle ich die traurige Pflicht, Euch allen bekannt zu geben, daß unser verehrter erster Kommandeur und Ehrenvorsitzender unserer Vereinigung

Herr Oberstleutnant a.D. Lothar Anders

am 17. Oktober 1929 in Baden-Baden unversehens an den Folgen eines Herzschlages sanft entschlafen ist.

2½ Jahre war es mir vergönnt gewesen, als Adjutant und Mitarbeiter in unmittelbarer Umgebung des Regimentskommandeurs wirken zu dürfen. Voll Dankbarkeit gedenke ich dieser Zeiten, da mir Gelegenheit gegeben wurde, den Soldaten, Vorgesetzten und Menschen Anders kennen zu lernen. Wenigen Männern wars gegeben, in so vorzüglicher Weise die Tugenden des Soldaten in sich zu vereinigen: glühende Vaterlandsliebe, vollste Hingabe an den Dienst, peinlichstes Gerechtigkeitsgefühl, wärmste Anteilnahme an dem Geschick seiner Untergebenen, väterliche Fürsorge für den Einzelnen, dabei von tiefstem Wissen und erfüllt mit Kenntnissen, wie sie nur selten ein Mann beherrscht. Ein Meister der Feder, dessen Worte zu den Regimentsjahrestagen uns unvergeßlich bleiben werden. Trotz körperlichen Leidens hielt er die schweren Jahre des Krieges durch, bis ihn die Krankheit zwang, das ihm ans Herz gewachsene Regiment zu verlassen.

Wer ihn gekannt hat, der wird ihn nicht vergessen, sondern in Dankbarkeit und Treue seiner stets gedenken. Seine Auffassung vom Dienst fürs Vaterland, sein restloses Aufgehen in der Erfüllung seiner Pflichten möge uns allen ein rühmendes Beispiel sein und in dem Bemühen, ihm nachzueifern, können wir am besten ihn ehren und in seinem Sinne dem Vaterlande dienen.

A l e n f e l d, Leutnant d. R. a. D.



Lothar Anders

10. 5. 1867 — 17. 10. 1929.

Lothar Anders wurde am 10. Mai 1867 in Löbau in Westpreußen geboren. Sein Vater war später in Breslau und zuletzt als Geheimer Oberregierungsrat und Vortragender Rat im Zivilkabinett Kaiser Wilhelms I. in Berlin tätig. Zunächst besuchte Lothar Anders das Wilhelmsgymnasium in Berlin; von Tertia bis Oberprima war er dann in der Landesschule Pforta und zwar bis Ostern 1886. Nach Ablegung der Reifeprüfung trat er als Fahnenjunker in das Feldartillerie-Regiment 3 „Generalfeldzeugmeister“ ein. In den Garnisonen dieses Regiments, Wittenberg und Brandenburg a. H., verbrachte er seine Leutnants- und teilweise seine Oberleutnantszeit. Unter 500 Bewerbern bestand er als Zweitbester die Aufnahmeprüfung zur Kriegsakademie in Berlin. Diese besuchte er von 1895—1898. Anschließend kam er als Hauptmann und Batterieführer wieder zum alten 3. Regiment nach Perleberg und Brandenburg, 1901 nach Coblenz a. Rh. zum Feldartillerie-Regiment Nr. 23. 1906—1911 war er Kriegsschullehrer in Metz, eine Tätigkeit, die ihm durch ihre pädagogischen Auswirkungen besonders zusagte, und 1911—1914 Major im Feldartillerie-Regiment 66 in Lahr in Baden und Neubreisach. Als Abteilungskommandeur in diesem Regiment nahm er bei Ausbruch des Krieges an den Schlachten bei Mühlhausen im Elsaß, Saarburg und Craonne teil. Nach wochenlangem Ausharren auf dem Chemin des Dames, wo er auch leicht verwundet wurde, mußte er wegen schwerer Erkrankung einige Monate in der Heimat zubringen. Im März 1915 war er soweit wieder hergestellt, um zu seinem alten Regiment zurückkehren zu können, das zu dieser Zeit bei Gheluvelt in Flandern lag. Kurze Zeit später wurde er mit der Bildung einer Abteilung des Feldartillerie-Regiments 221 beauftragt, die er erst in schweren Kämpfen bei les Éparges und auf den Maashöhen und später im Stellungskrieg südlich Arras führte. Am 4. 8. 1915 wurde er Kommandeur des von ihm neu zusammengestellten Landwehr-Feldartillerie-Regiments 8, das bis Anfang 1917 die Vogesenwacht bei Pfirt i. Els. hielt und dann zwischen

Maas und Mosel, nach Etain in die Nähe von Verdun verlegt wurde. Infolge der ungeheuren Kriegsstrapazen wurde er im Herbst 1917 durch erneute schwere Erkrankung felddienstunfähig und, nachdem sich seine Vollinvalidität herausgestellt hatte, zur Quittierung des Heeresdienstes 1918 gezwungen. Seinen Wohnsitz nahm er zunächst wiederum in Lahr. Im Jahre 1927 siedelte er nach Baden-Baden über, was er sich lange gewünscht hatte. Hier wurde ihm durch die schöne Natur ein letztes Glück zuteil. — 1893 hatte er sich mit Käthe Fraentzel, einer Tochter des Geheimrats Fraentzel in Berlin, verheiratet. Der Ehe entstammen ein Sohn, der als Rechtsanwalt in Karlsruhe i. B., und eine Tochter, die als Regierungsrat in Frankfurt a. M. tätig ist.

Wenn sich auch die Bande zu Schulpforta gelockert hatten, war Lothar Anders doch einer der eifrigsten, stolzesten und treuesten Jünger der Mater Portensis. Seine Mitarbeiter und Untergebenen verehrten und bewunderten in ihm einen Offizier von großer Güte und Gerechtigkeit, voll Pflichttreue und Wissensdrang, einen der immer seltener werdenden Menschen von umfassendsten Kenntnissen auf allen Gebieten, von reichster, humanistischer klassischer Bildung. Sein Hauptinteresse galt der Vorgeschichte der Menschheit. Besonders glücklich schätzte er sich daher, das Erscheinen des Buches von Hermann Wirth, „Der Aufgang der Menschheit“ noch erlebt zu haben; denn er fand darin eine Bestätigung der Ergebnisse eigener lebenslanger Forschungen auf dem Gebiete der Prähistorie.

In den letzten Jahren seines Lebens beteiligte er sich an der Herausgabe und Uebersetzung des Buches des italienischen Gelehrten Angelo Celli „Die Malaria in ihrer Bedeutung für die Geschichte Roms und der römischen Campagna“, das ihm neue Erkenntnisse über den Verlauf der deutschen mittelalterlichen Geschichte in Italien brachte. Hier konnte er seinen klassischen Stil, der sich sonst nur in Briefen offenbarte, voll entfalten und seine dichterischen Talente in den ihm schon als Klosterschüler geläufigen Hexametern neu verwerten. Nie vergaß er, daß die Grundlage zur Entfaltung all seines wissenschaftlichen Strebens, ihm ein großes, reiches Innenleben gewährend und ihn so über ein äußeres hartes Krankheitsdasein erhebend, ihm in fernen Jugendtagen durch die Mater Portensis gegeben war. Ein kleiner Kreis ihn liebender und verehrender Menschen und seine Kinder, unter seinem Einfluß lebend, suchten ihn oft auf, um aus seiner stillen Gelehrtenstube neue Anregung für das Leben mitzunehmen und vor seiner abgeklärten Milde und Weisheit, seinem klaren, unbestechlichen Auge sich selbst zu prüfen, ob sie vor ihm mit ihrem Wirken und ihren Taten bestehen konnten.

An einem der sonnigen Herbsttage, die er so sehr liebte, nahm ihn ein gnädiger Tod schnell und schmerzlos hinweg, eine unausfüllbare Lücke zurücklassend.

„Du fehlst mir sehr und fehlst uns allen,
 Die einst das Schicksal froh geeint;
 Dir wird der Nachruf wohl gefallen:
 Du warst mein bester, treu'ster Freund.“

Die innige Freundschaft zwischen uns beiden, die sich bereits seit der Stunde, wo wir ins Leben traten, entwickelte, entstand aus dem gegenseitigen unbedingten Vertrauen, das wir uns entgegenbrachten.

Besonders eng verbunden waren wir in den Jahren unseres Zusammenseins auf der Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule in Charlottenburg, wo wir 1890 zusammenwohnten, auf der Kriegsakademie in Berlin 1895—1897, in der Garnison Perleberg 1901. Wenn uns dann auch das Schicksal wieder trennte, so hielten wir doch stets treu und fest zusammen und suchten jede Gelegenheit auszunutzen, zu den drei Brüder-Zusammenkünften zu kommen, sei es in Köln, in Rendsburg, Salzschlirf, Oeynhausen und Baden-Baden.

Lieber Lothar, Du sprachst zu meinem 50jährigen Geburtstag selbst aus, wie innig wir zusammenhingen:

„Aber wenn wir auch manche unserer Glücksträume haben begraben müssen, so wollen wir doch immer dankbar sein und bleiben für das, was wir von einander in einer so langen Zeitspanne des Lebens gehabt haben, daß es uns vergönnt war, so lange in immer freundlich brüderlichen Beziehungen miteinander gelebt zu haben, in guten Zeiten uns miteinander gefreut zu haben, in bösen Tagen uns gegenseitig gestützt und aufgerichtet zu haben. Im Kern unseres Denkens und Wesens sind wir immer einig und harmonisch gewesen, Du hast mir oft geholfen und mich brüderlich beraten, und ich habe mich stets bemüht, Dir nach meinen Kräften beizustehen, wenn es nötig war. Und wie Du es mir oft gedankt hast, so habe ich Dir gedankt und danke Dir heute im Rückblick auf die verflossene Spanne unseres gemeinsamen Lebens erneut für Deine treue, brüderliche Freundschaft.“

Und zum 60. Geburtstag schriebst Du mir: „Nun sind wir also 60 Jahre auf diesem Planeten bei einander und haben Freud und Leid in dieser langen Zeit redlich miteinander geteilt; führte uns das Erdschicksal auch oft räumlich weit auseinander, so blieben wir innerlich doch immer herzlich mit einander verbunden. Und so soll es auch weiter bleiben, solange die gleiche Sonne uns noch bescheint.“

Diese unsere Freundschaft bewahre ich im Herzen als höchstes Gut meines Erdenlebens, bis ich wieder mit Dir, lieber Lothar, vereint bin.

Werner.

Lothar Anders war ein hochbegabter, kluger und liebenswürdiger Mensch, den das Schicksal nicht dahin gestellt hat, wo er mit Fug und Recht seine reichen Gaben hätte auswirken können. Er ist und bleibt mir in der Erinnerung als stets anregender, verständnisvoller und richtig urteilender Mann, warmherzig auch an der weiteren Familie mit ihren wechselvollen Schicksalen hängend. Ich denke auch rückblickend der vielen freundlichen oder wehmütigen Stunden, die wir in jungen Jahren näher beieinander in und um Berlin und im Kreise der Eltern und Großeltern zusammen verlebten.

— — — — —

Mir war Lothar Anders ein treuer, ein echter Freund seit vielen Jahren. Insbesondere im täglichen Verkehr auf der Kriegsakademie sind wir uns nahe getreten...

Lothar Anders war keiner von den Menschen, die sich geflissentlich mit allen Menschen gut stellen wollen, die ihr Herz vor sich hertragen. Wenn er sich aufschloß, dann geschah es nach reiflicher Prüfung, dann aber hatte er Kostbares und Edles zu verschenken. Ich habe selten einen Menschen kennen gelernt, der ein so umfassendes, wohlgeordnetes Wissen hatte, der so bereichern konnte. Ich habe aber auch selten einen Menschen kennen gelernt, der es so ernst nahm mit allen Pflichten des Lebens.

— — — — —

Tief erschüttert von dem plötzlichen Tode Ihres lieben Gatten stehe ich trauernd mit Ihnen an der Bahre des Entschlafenen, für den ich stets eine große Zuneigung und Wertschätzung empfunden habe. Reich an Wissen und Können, be-seelt vom höchsten Pflichtgefühl, ist er mir ein stets hilfsbereiter Mitarbeiter gewesen, der dem Regiment unschätzbare Dienste geleistet hat. Die Jahre nach dem Kriege waren eine schwere Prüfung für ihn, und wie hat er sein Leiden getragen, nun ist er befreit davon und hat seine Ruhe.

— — — — —

Ueber vier Jahre waren verflossen, seit ich Ihren Gatten zum letztenmal gesehen hatte, als Ihre Nachricht über seinen allzu frühen Tod eintraf. Damals hatte ich ihn körperlich und seelisch unendlich viel frischer gefunden und die Hoffnung gehegt, daß ihm ein langer, schöner Lebensabend beschieden sein würde. Uns hatten drei Jahre gemeinsamer Arbeit auf der Kriegsakademie,

die letzte Vorbereitung unserer Abteilungen auf die Tätigkeit im Kriege im Frühjahr und Sommer 1914, der Kampf Schulter an Schulter bei Mühlhausen, Saarburg, Craonne, wo er erkrankte, und schließlich gemeinsames Leid nach dem Kriege im gleichen Haus ganz ungewöhnlich geistig mit einander verbunden. Dem treuen Kameraden bleibe ich innerlich über den Tod nahe.

— — — — —

Mit welcher Verehrung haben wir alten Angehörigen des Landwehr-Feld-Art.-Regts. 8 stets seiner gedacht. Wie viel auch durften wir von ihm lernen! Und wie stehen uns die Stunden in Erinnerung, da wir am Abend im Kameradenkreise um ihn saßen und dann im gemütlichen Plauderton das Schönste von ihm empfangen durften, was er geben konnte.

Und nie werde ich seines Interesses vergessen, das er auch an unserem Kreis von jungen Kriegsfreiwilligen nahm, da wir noch nicht Offiziere waren. Haben wir doch in großer Zahl seiner persönlichen Anteilnahme an unserer Entwicklung unsere schnelle Beförderung zu verdanken.

— — — — —

Wir alle vom Stabe des Landwehr-Feld-Art.-Regts. 8 schätzten unseren ersten Kommandeur sehr hoch. War er doch nicht nur ein kluger, gerechter und wohlwollender Vorgesetzter, sondern auch ein Mensch von geadelter Gesinnung mit weichem, frommen Herzen, der auch für den geringsten Soldaten und anderen Mitmenschen ein liebes Wort übrig hatte. Dieses machte unseren lieben Herrn Kommandeur, Oberstleutnant Anders, so groß. Auch mit Anerkennung für Untergebene, welche auch nur versuchten ihre Pflicht zu tun, hielt er nicht zurück.

— — — — —

Ihr Herr Gemahl war einer der wenigen, der das reine Wollen unserer Ideale anerkannte, mit denen wir Jungen damals die Welt erobern wollten; es war kein ganz ungefährlicher Boden für mich damals im Friedensheer, und ich fand nicht viel Verständnis, aber Ihr Herr Gemahl hat mir vertraut und hat mir die Wege geebnet. Ich weiß es wohl, und ich bleibe ihm ewig dankbar.

Ausgewählte Gedichte, Vorträge und Aufsätze

Klage.

Hinter öden Klostermauern
Abgeschieden von der Welt,
Muß die Jugend ich vertrauern!
Ach kein Hoffnungsstrahl erhellt
Mir der Zukunft dunkle Tage.
Ewig nichts denn Müh' und Plage.

Am Totenfest.

An dem stillen Fest der Toten,
Herzensmutter, denk ich Dein,
Die Dich Gott zu früh entboten
Von uns in den Himmel sein.

Doch Du bist uns ja nicht ferne,
Bist entrückt uns nimmermehr,
Deiner Augen holde Sterne
Schauen segnend auf uns her.

Und Dein Geist umschwebt uns immer,
Treu und schützend, sorgt und wacht,
Ob der Leib auch fiel in Trümmer,
Uebt er seine hehre Macht.

Tränen rinnen heute nieder,
Der Erinnerung geweiht.
Vor dem Geist erstehen wieder
Bilder sel'ger Kinder-Zeit.

Wie Du liebevoll gewaltet
Ueber Deiner Kinder Glück,
Wie im Haus Du einst geschaltet
Mit so frohem, heit'rem Blick.

Mütterlein, solch' freud'ge Zeiten,
So voll Güte, so voll Lieb'
Wirst nun nimmer uns bereiten,
Und die Zukunft ist so trüb! —

Die Cypressen lispeln leise
Ueber Deiner dunklen Gruft
Eine ernste Trauerweise
Durch die stille Grabesluft. — — —

Horch, vom Turm die Glocken schallen,
Tönen mächtig durch das Herz,
Künden Trost und Frieden allen,
Die bedrückt von Leid und Schmerz.

Künden, daß der Herr da droben
Die Gerechten an den Thron
Seiner Herrlichkeit erhoben. —
— Ihrer Taten schönsten Lohn.

Beständigkeit.

Das Unvermeidliche mit Würde tragen,
Dem Schicksal kühn ins Auge sehn,
Ob auch die Wogen hoch zusammenschlagen,
Stets unverzagt und mutig stehn.

Nur immer stät ein Ziel ins Auge fassen
Und fest darauf den Kurs gestellt,
Dasselbe nimmer aus den Blicken lassen,
So kommt man allzeit durch die Welt.

Wenn dann auch manchmal Zeiten walten,
Wo Kummer uns und Sorge naht,
Soldh' stätes Streben wird uns halten
So wie ein Stern auf rechtem Pfad.

Marienhöhe.

Des Abschieds schwere Stunde hat geschlagen,
Verronnen ist des Sommers gold'ne Zeit —
Laß, liebste Tante, herzlich Dank Dir sagen
Für Deines Hauses liebe Gastlichkeit.

Leb' wohl! — auch Du, gesegnet Tal, darinnen
Ich heiterfrohe Tage still verbracht,
Wo die Natur den freudetrunk'nen Sinnen
In holder Güte freundlich zugelacht.

Wo auf der Matten sammetgrünen Weiten
Still träumend oft mein Auge froh geweilt,
Wo oftmals ich in wanderfrohem Schreiten
Der nahen Bergeshöhe zugeeilt. —

Wenn in der Morgenfrüh' die Nebelschleier
Im Tale wallten noch mit leichtem Flor
Und überm Walde dann mit gold'gem Feuer
Des Frührots lichter Zauber brach hervor.

Wie faßten da mich hohe, hehre Schauer —
Vor mir — so weit das morgenstille Tal
Und über mir — ob schroffer Felsenmauer
In Rosenglut der Sonne Feuerstrahl.

So wie des Demants gleißende Kristalle,
Wenn Lichterglanz auf ihre Wunder fiel,
So funkelte der Tau im Wiesentale
In tausendfachem Flammenwiederspiel.

Noch lag der Wald in wunderbarem Schweigen —
Der Morgenwind streicht leise durch die Flur,
Und nur der Tannen Wipfel still sich neigen
Vor diesem Flammenzauber der Natur.

So stand ich oftmals, wenn der Tag erwachte —
Und sah hinab vom wald'gem Bergeshang,
Und heute, da ich solcher Stunde dachte,
Ward wie von selbst mein Sinnen zum Gesang.

Dein freundlich Bild im lichten Sonnenglanze
Marienhöh'! ich gerne mit mir nehm'!
Dich, in der Berge dunklem Tannenkranze
Weithin des Wildtals leuchtend' Diadem!

Dich, Jägerhäusl, werd' ich nicht vergessen,
Das ich als Ruheplätzchen mir erwählt,
Wo ich manch' lieben Morgen still gesessen —
Und mir der Bergwind mancherlei erzählt.

Dort tät' ich seinen rauhen Weisen lauschen,
Wenn er sich keck vom Fels zum Felsen schwang,
Und drunten tief im Tal mit leisem Rauschen
Der Alpbach froh sein einsam' Liedlein sang. —

Und wenn des Abends dunkle Schatten sanken,
Auf leisen Sohlen sich genaht die Nacht,
Und durch der Tannenwipfel hohe Schranken
Zog still des Mondes volle Wunderpracht —

Dann war's, als schwebten Elfen in der Runde
In feierlichem Ringelreihentanz —
Und vor mir lag zu mitternächt'ger Stunde
Das weite Tal im Märchensilberglanz.

Treulich deiner gedenkend, und all' der gemeinsamen Arbeit,
Senden zum heutigen Tag wir dir noch herzlichen Gruß.
Beste Wünsche geleiten dein Werk. Zum glücklichen Ende
Führe, was forschender Geist rastlos und klüglich ersann.
Möge in göttlicher Huld dir Suada die Lippen umschweben,
Und um die sinnende Stirn werde der Lorbeer gerankt.

Gottfried v. Viterbo: Gesta Friderici M. G. H. SS. R. G. Vers 625 ff. 1872.

625. Blinket des Hundssternes Glanz früh auf, mit der Sonne gemeinsam,
Wann sie am Himmelsgewölb tritt in des Löwen Bereich:
Nahe dann ist die Zeit, da des Fiebers grausamer Dämon
Wütet mit wilder Gewalt schwer in der ewigen Stadt.

628. Pfl egten von je dort im Sommer sich tödliche Fieber zu zeigen,
Nie, wie damals führwahr, drohte des Todes Geschick.
Lange schon war ja die Stadt zu schwach, mit dem Schwert sich zu schützen,
Bis mit dem Fieber sich nun rasch ihr der Retter gesellt.

651. Denen die trotzende Stadt nichts anzuhaben vermochte,
Diese verdarb nun der Wind — Romas verpestete Luft.
Nicht dem Schwerte — allein des Fiebers giftigem Anhauch
Wich der Herrscher der Welt, sank seine tapfere Schar.
Fürchterlich tobte die Wut, der mäännermordenden Seuche,
Und zerschmettert erlag ihr das gewaltige Heer.

645. Stach in sengender Glut am Tage die Sonne hernieder,
Brachte des Abends die Luft Starre und schüttelnden Frost.
Kopf und Leib und Gebein durchdringen quälende Schmerzen;
Und ein Klagen hebt an ob der gewaltigen Not.

655. Grausige Ernte vollzieht hier der Tod ... — nicht reichten die Bahren,
Wäre die Stadt selbst gesund, wär' sie zur Hilfe bereit.

658. Ueberall fehlt's an Arznei'n; es fehlen die helfenden Aerzte,
Und kein labender Trunk lindert der Sterbenden Qual. —

675. Fort von der Stätte des Grauns floh Friedrich krank in die Berge,
Die als gesund man ihm pries; hier erbaut er sein Zelt.
Aber noch immer besteht die Gefahr; ob in waldiger Kühle
Er nun auch weilt, er bedarf weiter der steten Arznei.
Oft noch von kundiger Hand ward hier ihm zur Ader gelassen,
Bis ihm die frühere Kraft drang dann in Seele und Leib.

682. Er zwar genas! Doch es sanken dahin all' die fürstlichen Helden,
Die zu mannlichem Kampf siegfroh gen Rom er geführt.
So vor den Toren der Stadt vollzog sich ein furchtbares Schicksal —
Und Germanias Stern ruhmlos im Dunkel verblieb.

(Uebersetzt: Lothar Anders.)

Die Schlacht von Vionville.

Am 14. August war die Schlacht von Colombey geschlagen und durch den deutschen Sieg — Angriff der I. Armee — die bereits begonnene Rückzugsbewegung des französischen, unter dem Marschall Bazaine stehenden Heeres nach der Maas durch die I. Armee unterbrochen worden.

Fünf französische Armeekorps waren am Abend der Schlacht im Moseltale in und um Metz zusammengedrängt, um in der Nacht und am 15. den schon vor der Schlacht geplanten Rückmarsch auf Verdun hin fortzusetzen.

Drei große Straßen standen hierfür zur Verfügung: über Briey — über Jarny — und über Vionville—Mars la Tour.

Die nördlichste, über Briey führende Straße zu benutzen, erschien dem französischen Heerführer ausgeschlossen, weil Meldungen eingegangen waren, daß eine deutsche Kavallerie-Division von Norden her diese Straße bedrohe.

So blieben also nur die beiden südlichen Straßen zum Rückzuge nach Westen offen, und auf diesen beiden sollte nun der Marsch von fünf Armeekorps und mehreren Kavallerie-Divisionen vor sich gehen.

Es gelang der französischen Heeresleitung nicht, den Abmarsch so zu beschleunigen, wie es unter allen Umständen nötig gewesen wäre, und der 15. August ging, wie wir hören werden, vorüber, ohne daß durch sachgemäße Anordnungen die Korps rechtzeitig nach Westen in Marsch gesetzt worden wären.

Die II. deutsche Armee unter dem Prinzen Friedrich Carl hatte am Schlachttage von Colombey mit ihren Hauptkräften in direkt südlicher Richtung gestanden; nur das X. Armee-Korps war schon mit seinen Spitzen südwestlich der Festung bis Pont à Mousson gelangt.

Das III. Armee-Korps, welches ebenfalls zur II. Armee gehörte, lag am Abend des Schlachttages mit seinen Hauptkräften bei Allémont, zirka 20 km südlich Metz, das VIII. und IX. Armee-Korps weiter ostwärts.

Ohne noch Kenntnis von der am 14. bei Colombey stattgehabten Schlacht zu haben, hatte das große Hauptquartier für den 15. befohlen, daß das III. Armee-Korps stehen bleiben sollte, um am 15. im Verein mit dem IX. und XII. Armee-Korps einen etwa in südlicher Richtung beabsichtigten Vorstoß der Franzosen, der die II. Armee direkt in der rechten Flanke getroffen hätte, zurückzuweisen.

In der Nacht vom 14./15. August hatte nun General v. Alvensleben, der Führer des III. Armee-Korps, Generalstabsoffiziere auf den vom Schlachtfelde von Colombey herüberdröhnenden Kanonendonner hin entsandt, die ihm Bericht über die gewonnene Schlacht brachten.

Als der Chef des Stabes des III. Armee-Korps, Oberst v. Voigts-Rhetz, am Morgen des 15. Meldungen von einer gewonnenen Schlacht und von einer Rückwärtsbewegung der Franzosen durch Metz dem kommandierenden General vortrug, da sah dieser die Voraussetzungen, unter denen der Befehl des großen Hauptquartiers zum Stehenbleiben des III. Armeekorps noch ohne Kenntnis von der siegreichen Schlacht gegeben war, für hinfällig an

und mit jener Verantwortungsfreudigkeit, die unsere Reglements als die vornehmste Führer-Eigenschaft bezeichnen, entschloß er sich zum weiteren Vormarsch.

Ich erwähne diese Tatsache hauptsächlich deshalb, weil ohne diesen selbständigen Entschluß eine Verzögerung des Vormarsches eingetreten wäre, die nicht wieder gut zu machen war.

Mit den sicheren Instinkten des genialen Führers und gleichsam divinatorischem Blicke, der ihm die zukünftigen Ereignisse bereits vor die Seele stellte, übersah der kommandierende General die strategische Lage.

„Ich konnte den Franzosen einen vollen Tag nicht schenken.“ Nach seiner Beurteilung der Lage durfte er hoffen, daß, wenn er sofort vormarschierte, er noch auf französische Kolonnen stieße.

Keine Schlacht überstrahlt Vionville an Initiativkraft der Führung, an Feldherrnblick und an zäher Durchführung des Gewollten.

Infolge seines Entschlusses, in dem der Keim zur Schlacht enthalten war, erreichte General von Alvensleben mit seinem Armeekorps in der Nacht vom 15./16. noch die Mosel, die er mit allen Teilen, mit Ausnahme der seinem Korps zugeteilten 6. Kavallerie-Division noch überschritt. Die 6. Kavallerie-Division verblieb während der Nacht auf dem rechten Moselufer in und um Sillegny.

Die 5. Division gelangte nachts 2 Uhr zwischen Novéant und Gorze, die 6. Division und die Korpsartillerie bei Pagny und Arnaville ins Biwak. Die Vorposten der 5. Division standen bei Gorze.

Das X. Armeekorps hatte am 15. auf Grund eines vom Prinzen Friedrich Carl eingegangenen Befehls seinen Vormarsch von Pont à Mousson in westlicher Richtung mit Teilen fortgesetzt, befand sich also mit einer Division, der 19., bereits westlich der Mosel bei Thiaucourt, mit der 20. Division Kraatz und der Korpsartillerie bei Pont à Mousson.

Von der 19. Division war abkommandiert das Detachement Lyncker in Stärke von zwei Bataillonen, zwei Eskadronen und einer Batterie zum Schutze des Moseltales stromabwärts bis Novéant vorgeschoben.

Außer dem X. Armeekorps befand sich auf dem westlichen Mosel-Ufer bereits die 5. Kavallerie-Division Rheinbaben in der Gegend von Xonville.

Für den 16. waren nun für die einzelnen Heeresteile etwa folgende Befehle ausgegeben worden:

Das X. Armeekorps sollte am 16. die Vorwärtsbewegung auf die Straße gegen Verdun hin fortsetzen und die noch in Pont à Mousson und im Moseltale stehenden Teile des Korps möglichst weit heranziehen.

Dazu war befohlen, daß die 19. Halbddivision Schwarzkoppen — die Division hatte, wie wir gleich hören werden, eine Brigade abkommandiert — um 5 Uhr früh über Benoit auf St. Hilaire, die 20. Division Kraatz um 4½ Uhr früh von Pont à Mousson ab in ein Biwak zwischen Beney und Thiaucourt abrücken sollte.

Aus der übrigen Halb-Division 19 waren zwei Detachements gebildet, einmal das Detachement Lyncker, von dem wir eben gehört haben, und zweitens das Detachement Lehmann (vier Bataillone, zwei Eskadronen, eine Batterie), welch' letzteres den Auftrag erhielt: um 4.30 Uhr früh von Thiaucourt über Dommartin nach Chambley zu marschieren, um

1. die Vereinigung mit dem von Novéant auf Chambley beorderten Detachement Lyncker zu bewirken und
2. die 5. Kavallerie-Division zu unterstützen.

Die 5. Kavallerie-Division unter General von Rheinbaben hatte nämlich den Befehl erhalten, am 16. früh von Xonville aus gegen das von ihr am 15. festgestellte französische Lager bei Rézonville vorzugehen und zugleich Einsicht in die Straße Metz—Conflans zu gewinnen.

Sie sollte jede Gelegenheit benützen, den Feind anzugreifen.

Das III. Armeekorps unter v. Alvensleben sollte am 16. nach dem eingetroffenen Befehle des Prinzen Friedrich Carl die große Straße Metz-Verdun, auf dem Wege über Gorze vorgehend, bei Mars la Tour erreichen.

Der Befehl wies das Korps also auf eine Straße. v. Alvensleben mit der Selbsttätigkeit und Verantwortungsfreudigkeit, die wir an ihm kennen gelernt haben, in dem Drange rascher vorwärts zu kommen und seine Gefechtsbereitschaft zu erhöhen, setzte, da er ja damit niemanden störte, sein Korps auf zwei Straßen und befahl, daß die 6. Division um 5 Uhr früh aufbrechen und über Arnville Onville auf Mars la Tour marschieren solle. Ihr sollte die Korps-Artillerie folgen.

Der unterstellten 6. Kavallerie-Division, die, wie wir gehört haben, während der Nacht in Sillegny auf dem rechten Moselufer biwakierte, wurde der Befehl: um 5.30 Uhr früh die Brücke bei Novéant jedenfalls passiert zu haben und den Marsch über Gorze auf Vionville fortzusetzen.

Die 5. Infanterie-Division sollte der 6. Kavallerie-Division folgen.

Sämtliche auf der Strecke Metz—Verdun eintreffenden Truppenteile sollten zunächst Front gegen die Festung machen.

Die Stellung der Franzosen am 15. abends war folgende:

Es lagen im Biwak:

Vorn an der Straße unmittelbar östlich Vionville die Kavallerie-Division Forton, dicht daneben die Reiter-Division Valabrègue, die zum II. Korps gehörte, dahinter südlich der großen Straße Rezonville—Vionville, dicht an sie angelehnt, das II. Korps unter Frossard, das sich bereits seit dem 15. vormittags östlich Vionville befand; nördlich der Straße das VI. Korps unter Canrobert, das am Nachmittag des 15. westlich Rezonville eingetroffen war; eine Division (Tixier) bei St. Marcel.

Die Garde hatte in den Abendstunden des 15. bei Gravelotte Biwak bezogen.

Es war nun die Absicht des französischen Heerführers, den Marsch in zwei Kolonnen, einer Südkolonne, zu der die eben aufgeführten Truppen gehörten, über Mars la Tour, und einer Nordkolonne, die durch das III. und IV. Korps gebildet wurden, über Jarny den Weitermarsch nach Westen am 16. früh anzutreten.

Da es aber nicht gelungen war, drei volle Divisionen der Nordkolonne aus dem Moseltale heraufzuführen, so ordnete der Marschall an, daß auf diese Divisionen gewartet und daher auch der Vormarsch der Südkolonne, der am 16. um 4 Uhr früh hätte beginnen können und sollen, auf den Nachmittag aufgeschoben würde.

Wäre Bazaine am frühen Morgen marschiert, wie er ursprünglich beabsichtigte, so wäre um 9 Uhr ein großer Teil seiner Truppen der Gefahrezone bereits entwichen gewesen.

Von der Nordkolonne stand eine Division des III. Korps bei St. Marcel, eine andere war am 16. früh noch auf dem Marsche nach Verneville. Das IV. Korps unter l'Admirault war noch im Moseltale und schlug später am 16. früh den Weg auf St. Privat ein, um entgegen dem Befehl des Marschalls über Briey auf Verdun zu entkommen, da die Wege, die es hatte einschlagen sollen, von den Bagagen des III. Armeekorps gesperrt waren.

Am Morgen des 16. wurde nun zur festgesetzten Stunde der Vormarsch der 6. Division und der Korps-Artillerie aus der Gegend von Arnville und Pagny über Onville-les Baraques angetreten. Der General v. Alvensleben verließ um 6½ Uhr Pagny, um sich an die Spitze des Gros der 6. Division zu begeben.

Gegen 7 Uhr früh erhielt er nun vom General v. Buddenbrock, dem Kommandeur der 6. Division, die Meldung von dem Vorhandensein stärkerer feindlicher Kräfte bei Metz und ein zufriedenes Lächeln glitt über die Mienen

des Stabschefs, der die Metzger Straßen- und Brückenverhältnisse aus einem Metz kurz vor dem Kriegsausbruche abgestatteten Besuche kannte, daß die Annahme, daß die Franzosen noch mit stärkeren Kräften bei Metz stünden, richtig gewesen und daher das Vorwärtsdrängen an und über die Mosel von den Tatsachen nicht nur als zweckmäßig, sondern auch als notwendig bestätigt wurde.

Der Entschluß des kommandierenden Generals auf diese Meldung hin war sofort gefaßt: angreifen, den Gegner, dessen Hauptkräfte er zu dieser Zeit noch bereits im Abmarsch nach Westen vermutete, fesseln, aufhalten; aber dazu schien es erst nötig, das Heraustreten der 6. Kavallerie-Division und der 5. Division auf die Hochfläche abzuwarten.

Er befahl daher um 7.15 Uhr vormittags, daß die 6. Division sich nicht engagiere und auch nicht zeige, bis die 6. Kavallerie-Division, die vor der 5. Division marschierte, und die er im rechtzeitigen Abmarsch wählte, das Plateau erstiegen hätte.

Es erfolgte nun gegen 8 Uhr ein Aufmarsch der 6. Division bei Les Baraques, wo auch etwa zu dieser Zeit der General v. Alvensleben eintraf.

Da er aber von der dortigen Höhe nichts sehen konnte, so ritt er nach der Statue St. Marie und sah hier

1. eine in Richtung auf St. Marcel, also in nördlicher Richtung abreitende Kavallerie-Kolonne (Vionville und die Lager der Franzosen konnte er von dort nicht sehen) und
2. erhielt er die Meldung (ab 8.55 vormittags) von der 5. Division, daß feindliche Kolonnen von Rezonville im Marsche auf Verdun seien.

Nach der Ansicht des kommandierenden Generals, der, wie ich schon vorhin bemerkte, die Hauptkräfte der Franzosen bereits im vollen Abmarsche vermutete, war die gemeldete Abteilung nur eine französische Seitendeckung, die Hauptkräfte dagegen auf den nördlichen Straßen.

9.50 Uhr südlich Vionville. Meldung an Friedrich Carl:

„Feindliches Lager bei Vionville und Rezonville. III. Armee-Korps geht vereinigt vor, linker Flügel evtl. Jarny, um evtl. bei Conflans überzugehen. Feind zieht auf Thionville ab.“ III. Armee-Korps.

Um nun die Franzosen auch an dem Abmarsch auf diesen Straßen zu hindern, gab er gegen 9 Uhr der 6. Division den Befehl zum weiteren Vormarsch von les Baraques auf Jarny. Es war dort die Stellung Höhenrücken Mars la Tour bei Conflans, welche die nördliche Straße über Doncourt sperrte.

Etwa um diese Zeit machte sich das Eingreifen der 5. Kavallerie-Division bemerkbar, die, wie wir uns erinnern, gegen das französische Lager bei Rezonville vorgehen und den Gegner angreifen sollte.

Um 9.15 Uhr eröffneten ihre Batterien von Tronville aus das Feuer und richteten in den Biwaks der Franzosen bei Vionville die größte Verwirrung an.

Der General von Alvensleben ist mit dieser Beschießung der Biwaks nicht einverstanden gewesen. Eine Attacke der hier versammelten 35 Eskadrons wäre nach seiner Ansicht viel wirksamer gewesen. So wurde, wie er sagte, der Gegner nur alarmiert; was ihm seine Patrouillen nicht gemeldet hatten, erfuhr er nun durch den ehernen Mund der preußischen Kanonen.

Die schlimmen Folgen der Beschießung sah v. Alvensleben vor allem in der starken gegnerischen Besetzung von Vionville, das im Falle einer Attacke sogleich in preussische Hände gefallen wäre und viel Blut hätte ersparen lassen — denn Vionville mußte später von der 6. Division mit den blutigsten Opfern erkaufte werden —, vor allem aber auch in dem gefährdenden Vorgehen und der Entwicklung des aufgescheuchten II. französischen Korps gegen die nun von Gorze hervorbrechende 5. Division.

Zu dieser Zeit des Feuerüberfalls der 5. Kavallerie-Division befand sich die 6. Division im Marsche auf Mars la Tour.

Da nun aber längere Zeit vergehen konnte, bis die 6. Division sich auf der Hochfläche von Jarny vorlegte und ein Flankenmarsch somit nötig war, so gab der General von Alvensleben den sehr kühnen Befehl, die Batterien der 6. Division ohne jeden Infanterie-Schutz rechts seitwärts auf die Höhen zwischen St. Marie und Vionville herauszuziehen und an die Korps-Artillerie die Order, vorzutrab und sich ebenfalls rechts seitwärts zu entwickeln.

Aus der Heftigkeit des Artilleriekampfes, der sich nun entspann, folgerte der General v. Alvensleben, daß er denn doch mehr als nur eine Seitendeckung rechts vor sich habe.

Außerdem traf er, nachdem er eben noch den Befehl zum Eingreifen der Korps-Artillerie gegeben hatte, den General von Rheinbaben, der zu ihm äußerte: „Ich weiß nicht, ob ich dümmer bin wie andere Leute. Aber ich habe immer behauptet, daß wir noch die ganze französische Armee vor uns haben, und nun weiß ich es gewiß.“ Und der General v. Rheinbaben, der schon seit zwei Tagen jenseits auf dem linken Ufer der Mosel war, mußte es wissen.

„Hier entschied sich nun die Aufgabe des Tages“, sagte General v. Alvensleben. Der strategische Zweck der Schlacht, den Franzosen die Straße Mars la Tour—Verdun zu verlegen, ward klar erkannt, und da der General v. Alvensleben seine beiden Divisionen nun nicht mehr so weit trennen wollte, gab er der 6. Infanterie-Division den Befehl, rechts einzuschwenken.

Das Manövrieren hörte auf, die Schlacht begann.

Auch hier möchte ich wieder besonders auf die Freudigkeit der Verantwortung hinweisen, mit der der General die Schlacht entriert und sich zum Angriff entschließt. Es galt, so sagte er, das physische Mißverhältnis der Kräfte durch die moralische Kraft des Angriffs auszugleichen. Und sein Entschluß, die Franzosen anzugreifen, muß umso höher gewürdigt werden, als er mit seinem III. Korps allein in bewußter Unterlegenheit der gesamten französischen Armee gegenübertritt, und sehr wohl wußte, daß er in langer Zeit auf keinerlei Unterstützung von seinen Nachbarkorps zu rechnen haben werde.

Er mußte damit rechnen, daß er geschlagen würde, und er rechnete damit. Aber mit der wahren Stärke eines großen Charakters setzte er alle persönlichen Bedenken, sein militärisches Prestige aufs Spiel zu stellen, hinter die Sache zurück, gewiß, daß selbst eine Niederlage seines III. Korps noch einen strategischen Sieg durch das Zurückhalten der französischen Armee bedeutet haben würde.

General v. Alvensleben begab sich nun auf die Höhen von Tronville und beobachtete von hier mit dem Glase die Vorgänge bei der 5. Division, die inzwischen südöstlich Vionville in einen schweren und blutigen Kampf getreten war.

Um 11 Uhr, als ihm die Verhältnisse bei der 5. Division kritisch zu werden schienen, gab er dem General v. Buddenbrock, dessen 6. Division rechts eingeschwenkt war, den Befehl, mit allen Kräften auf der ganzen Linie vorzugehen, um Vionville und Flavigny in seinen Besitz zu bringen.

Durch Mißverhältnisse und Unterlassungen, wie sie im Kriege und Frieden häufig vorkommen, hatte die 6. Kavallerie-Division die Brücke bei Novéant nicht schon um 5.30 Uhr früh, wie ihr befohlen, sondern erst um 7 Uhr überschritten und dadurch auch den Vormarsch der 5. Division, die ihr nach dem Befehle folgen sollte, erheblich verzögert. Ströme von Blut hätten sich auch hier ersparen lassen, denn bei früherem Eintreffen wäre der 5. Division diese wichtige Höhe südöstlich Vionville ohne Kampf in die Hände gefallen.

Wie ihr vorgeschrieben war, marschierte die 6. Kavallerie-Division auf Vionville vor, erhielt aber bereits, als sie bezw. eine Brigade, mit den Spitzen die Höhe erreichte, von den aufgescheuchten Infanteriemassen des französischen II. Korps, das sich in langen Linien gegen die Höhe südöstlich Vionville entwickelte, ein so starkes Feuer, daß sie schleunigst im Grunde südwestlich Flavigny verschwand.

Nicht besser erging es der Vorhutkavallerie der 5. Division; nun folgten die Spitzenbataillone der Avantgarde.

Als I/48 und II/48 den Höhenzug südöstlich Flavigny betraten, bot sich ihnen ein fesselndes militärisches Bild. So weit das Auge reichte, sah man starke französische Kolonnen auf der ganzen Linie von Vionville bis zum Bois des Ognons vorgehen.

Die Höhe in der Front der 48 wurde eben von französischer Infanterie erstiegen. Einzelne Regimenter eilten im Laufschrift heran.

Der Ernst der Gefechtslage prägte sich selbst dem einfachen Soldaten scharf ein. Beide Gegner waren erstaunt, sich plötzlich so nahe gegenüber zu stehen.

Auf preußischer Seite herrschte die größere Entschlossenheit. I/48 faßte auf der Höhe Fuß und warf mit schlagenden Tambours die Franzosen zurück. II/48 setzte sich im Waldrande fest und damit war ein Stützpunkt für die Artillerie geschaffen. Der Wald wurde gleich darauf durch das Jägerbat. 3, später durch das Leibregiment besetzt und in blutigem Ringen behauptet.

Der General v. Döring, Kommandeur der Vorhut, meldete dem General v. Stülpnagel:

„Die Franzosen sind im Vorgehen, sie sind stärker als wir, haben aber hinter ihrem rechten Flügel keine Truppen. Wenn die 10. Brigade Schwerin hinter meinem linken Flügel herumgeht und einschwengt, dann werfen wir sie. Ich bitte um sofortige Zusendung von Artillerie.“

Diesem Wunsche wurde rasch entsprochen. Die Batterie Stöphasius fuhr als erste auf mitten in das mörderische Infanteriefeuer hinein, und trotzdem gleich beim Auffahren drei Geschütze liegen blieben, so gelang es ihr doch im Verein mit den bald darauf eintreffenden, neben ihr einfallenden Batterien der Abteilung, die französischen Schützen zurückzutreiben.

Hier spielte sich auch der heldenmütige Kampf der 52er ab, auf dessen Einzelheiten ich leider nicht eingehen kann. Sie haben sich um das Festhalten und Gewinnen der anderen Teile besonders verdient gemacht. Die Größe ihrer Leistungen ist bezeugt durch die Worte, die der General v. Stülpnagel am 17. angesichts der französischen Leichenhaufen zu ihnen sprach: „Hut ab. Ihr habt Eure Toten teuer verkauft.“

Gegen 11¼ Uhr war die ganze französische Brigade Bastoul des II. französischen Korps zurückgeworfen und hatte die Stellung auf den Höhen südöstlich Flavigny aufgegeben.

Die letzten Bataillone der 10. Brigade Schwerin, die im Gros der 5. Division sich befand, waren dazu herangezogen. Zwei Bataillone II/52 und F/12 stürmten weiter in Richtung auf Flavigny und nahmen dort mit den inzwischen von Tronville über die Kirchshofshöhe von Vionville vordringenden Teilen der 6. Division die Fühlung auf. Das eine Bataillon Hildebrandt verdient hier besonders genannt zu werden und hat sich in der Kriegsgeschichte einen ewig denkwürdigen Namen gemacht.

Der entscheidende Höhenzug südöstlich Flavigny war nunmehr in preussischer Hand. Und damit war der Eckpfeiler gewonnen, auf dem sich die weiteren Erfolge gewissermaßen aufbauten. Es war alles darauf angekommen, hier erst einmal festen Fuß zu fassen und dann das Gewonnene zu behaupten.

Angesichts der starken französischen Uebermacht war aber die Lage, nachdem General v. Stülpnagel bald nach 11 Uhr seine gesamte 5. Division eingesetzt hatte, recht kritisch. Reserven waren nicht mehr vorhanden.

Da kam unerwartete Hilfe in dem Erscheinen des Detachements v. Lyncker, das gerade auf seinem Marsche zu der befohlenen Vereinigung mit dem Detachement Lehmann bei Chambley rechtzeitig eintraf, um die Behauptung dieser Höhen und des seiner Flankenwirkung wegen so wichtigen Waldes von Vionville zunächst zu gewährleisten.

Inzwischen war auch der Angriff der 6. Division auf Vionville und Flavigny erfolgt, beide Orte im blutigen Ringen genommen.

Mehr als 12 Batterien wurden an diesen Weg Flavigny-Gorze vorgezogen, um Mittag auf 20 verstärkt und bildeten hier die eiserne Barre, die dem III. Armee-Korps den Namen des Eisenriegels von Vionville-Mars la Tour gegeben hat.

Der Zweck des Kampfes des III. Korps war jetzt erreicht. Die Straße war gesperrt. Jetzt galt es, das Gewonnene zu behaupten.

General von Alvensleben schickte an v. Stülpnagel den Befehl: er solle das, was er gewonnen habe, unter allen Umständen festhalten, aber keinesfalls weiter vorgehen. So hieß preußischerseits jetzt: Die Stellung behaupten soviel wie siegen.

Der erste Teil der Schlacht ist beendet.

Wie wir nun gehört hatten, war das II. Korps Frossard, zirka 29 Bataillone, in Richtung auf Rezonville im Rückzug.

Um nun die Schlacht wieder herzustellen, ersuchte der General Frossard den Marschall Bazaine um das Einsetzen von Kavallerie.

Der Marschall gab den Befehl zum Vorgehen der Garde-Kürassiere und der Lanciers, die nun vereint gegen die preußischen Batterien anritten, aber, hauptsächlich von dem II. Bataillon 52 (Hildebrandt), der hier fiel, zurückgeworfen wurden. Ihre Attacke verlief völlig erfolglos.

Der bei Flavigny befindliche Oberst v. Caprivi, Chef des Stabes des X. Armee-Korps, der sich schon vom frühen Morgen an auf dem Schlachtfelde zunächst zur Erkundung eingefunden hatte, hatte das Gefecht der französischen Reiterei beobachtet und veranlaßte nun den General v. Redern mit seiner Brigade, den 17. und 11. Husaren, zur Verfolgung vorzugehen.

Die 17. Husaren folgten den fliehenden Garde-Kürassieren und die 1. Eskadron des Regiments drang in die eben auffahrende, vom Marschall Bazaine selbst vorgeführte Gardebatterie ein, wobei der Marschall in Lebensgefahr geriet und fast gefangen genommen wurde. Infolge dieses Angriffs war er fast eine Stunde von seinem Stabe getrennt, und, da er von 11—12 Uhr auf dem rechten Flügel bei St. Marcel gewesen war, hat er fast zwei Stunden die Schlacht nicht geleitet.

Wie ganz anders der General v. Alvensleben, der unentwegt die Schlacht von der Höhe 291 dicht westlich Vionville leitete und durch die Besonnenheit und Unerschrockenheit, mit der er verantwortungsbewußte Entschlüsse auf sich nahm und kritische Stunden überdauerte, höchst beruhigend auf seine Umgebung und seine Untergebenen wirkte.

Als man ihn fragte, warum er denn nicht einmal zur 5. Division herübergekommen sei, da hat er geantwortet: „Der Arzt gehört an das Bett des Kranken und dieser Kranke war die Chaussee Vionville—Mars la Tour. Auch wußte ich, daß Ihr ohne mich Eure Schuldigkeit tun würdet.“

Nach den geschilderten Attacken trat bei der 5. Division eine längere Gefechtspause infolge der beiderseitigen großen Erschöpfung und des völligen Munitionsmangels bei der Artillerie ein.

Die Zeit bis 3 Uhr nachmittags benutzten die Franzosen, um von Rezonville und Gravelotte her starke Reserven von ihrem VI. und Gardekorps heranzuziehen. Um 4 Uhr nachmittags war der größte Teil der französischen Garde-Infanterie auf dem linken Flügel entwickelt.

So lag ein schweres Wetter über der 5. Division, das leicht durch den nunmehr erfolgenden Vorstoß des Detachements Lyncker und der Brigade Schwerin zur Entladung kommen konnte.

Entgegen dem ausdrücklichen Befehle des Divisions-Kommandeurs waren Oberst v. Lyncker, um die eigene Artillerie von dem um diese Zeit besonders empfindlichen Gewehrfeuer der Franzosen zu befreien und einige Bataillone der Brigade Schwerin, später verstärkt durch einzelne Batterien, über die genommene Höhenstellung hinaus vorgegangen und hatten einen energischen Gegenstoß der Franzosen hervorgerufen.

Nur die sehr günstige Stellung der 5. Division mit der Wechselwirkung des Geländes infolge Eingreifens der beiden Hakenflügel und vor allem das Eingreifen der um 5 Uhr nachmittags aus dem bois St. Arnould von Süden her gegen das weiße Haus an der Straße Gorze—Rezonville, heraustretenden Brigade Rex vom VIII. Armee-Korps, die auf den Kanonendonner heramarschiert war, bildeten den Blitzableiter für den aus der dunklen Wolke der französischen Massenansammlung von 45 frischen Bataillonen auf die 5. Division herniederzuckenden Wetterstrahl.

Um 4.30 Uhr nachmittags, also gerade nach dem Scheitern der gemachten, vom Divisions-Kommandeur unbeabsichtigten Vorstöße war Prinz Friedrich Carl auf dem Schlachtfelde beim General v. Stülpnagel von Pont à Mousson her eingetroffen; mehrere Ordonnanzoffiziere erhielten vom Prinzen den Befehl, an den Schützenlinien entlang zu reiten und zu rufen, der Prinz sei angekommen und habe acht frische Bataillone mitgebracht.

Er mißbilligte entschieden, was hier zuletzt geschehen war. Denn es war, wie der General von Moltke später gesagt hat, jetzt nicht angezeigt, den weit überlegenen Feind durch erneute Angriffe hier herauszufordern und, wo keine Unterstützung mehr zu erhoffen war, den schwer erkauften Erfolg in Frage zu stellen.

Die Brigade Rex, die so hilfreich von Süden her eingriff, gehörte zum VIII. Armee-Korps zur 16. Division, dessen Kommandeur v. Barnekow seine Batterien zur Verstärkung der großen Batterie auf dem Höhenzug südöstlich Flavigny vorgesandt und dann die Brigade Rex vom bois St. Arnould eingreifen ließ.

Regimenter und Bataillone wurden eingesetzt, wie sie kamen. Die Situation war zu kritisch, um einen einheitlichen Angriff dieser Brigade zu Wege kommen zu lassen.

Aber so sehr von kritischen Beurteilern dieses Einsetzen nacheinander verurteilt worden ist, so hatte es doch das Gute, die Aufmerksamkeit Bazaines, der um der Abdrängung von Metz willen für diesen linken Flügel schon fürchtete, gerade auf ihn noch besonders hinzulenken und von dem später so schwer bedrohten linken Flügel des III. Armee-Korps, wo ihm so reiche Siegesfrüchte gewinkt hätten und wo zweifellos die Entscheidung des Tages zu suchen war, gänzlich abzuziehen und ihn zu veranlassen, bedeutende Verstärkungen vom rechten zum linken Flügel zu ziehen.

Besonders eindrucksvoll war der Angriff des tapferen 11. Regiments Schöning mit den gelben Achselklappen, das Bazaine als Tête eines „frischen Armee-Korps“ gemeldet wurde.

Der Name dieses charaktervollen tapferen Offiziers, der hier nach einem schweren Konflikt der Pflichten den Heldentod fand, darf bei einer Rekapitulation der Schlacht nicht ungenannt bleiben.

Am Spätabend, als die Dunkelheit schon hereinbrach, griffen auch noch Teile des IX. Armee-Korps, eine hessische Brigade, sehr wirkungsvoll vom bois des Ognons her gegen den linken Flügel der Franzosen ein. Erst spät abends verstummte hier das Gewehrfeuer.

Den Franzosen war es nicht gelungen, dieser ungestümen Angriffe mit der niederzwingenden Energie eines gewaltigen Siegerwillens hier Herr zu werden.

Ich wende mich nunmehr zum linken Flügel des III. Armee-Korps zu der Zeit, als es der 6. Division gegen 12.50 (1 Uhr) gelungen war, auch die Höhe nördlich der Straße Rezonville—Vionville am Wege nach St. Marcel zu besetzen und damit den Riegel über die Straße zu verlängern.

Wir wissen, daß nördlich bei St. Marcel noch eine Division des VI. Armee-Korps (Tixier) und das III. französische Armee-Korps (le Boeuf) stand und daß das IV. Korps auf Amanweiler marschiert war. Auf den Kanonendonner war es nun südwärts eingeschwenkt und wurde gegen 1 Uhr dem General v. Alvensleben von Doncourt her in Anmarsch gemeldet.

Während des Vorrückens der 6. Division in der Mittagsstunde war das Detachement Lehmann, das, wie wir uns erinnern, auf Chambley hatte marschieren sollen, ebenfalls auf den von Vionville herüberschallenden Kanonendonner in nördlicher Richtung vormarschiert und hatte sich in der Gegend von Tronville dem kommandierenden General zur Verfügung gestellt.

Der General v. Alvensleben hatte es erst als Reserve zurückbehalten, später zwei Bataillone in die Tronviller Büsche geschickt; als aber der Anmarsch des III. und IV. Armee-Korps gemeldet wurde, da erging an den Oberst Lehmann der Befehl, in den Tronviller Büschen auch noch die beiden anderen Bataillone einzusetzen. Es war die letzte Reserve, die General v. Alvensleben zur Verfügung hatte; jetzt bildete nur noch Kavallerie das 2. Treffen der preußischen Schlachtlinie.

Die beiden letzten Bataillone des Detachements Lehmann besetzten den Nordrand der Tronviller Büsche, konnten sich aber dort von Anfang an nur mit großer Mühe halten, denn inzwischen war der linke Flügel der 6. Division, der etwa bis dorthin gereicht hatte, von der Division Tixier des VI. französischen Korps zurückgedrückt und das II/24, das den linken Flügel der 6. Division bildete, im Rücken bedroht.

Die Bataillone des linken Flügels der 6. Division gingen in die Tronviller Büsche zurück; die beiden Bataillone Lehmann mußten den Nordrand preisgeben.

Dies war ein sehr wichtiger Erfolg der Franzosen, welcher einen noch größeren voraussehen ließ, wenn man nun mit den frischen Truppen des III. französischen Armee-Korps vorstieß.

Aber gerade jetzt gegen 2 Uhr, wo es hier am bedrohlichsten aussah, erging ein verhängnisvoller Befehl des Marshalls Bazaine an den kommandierenden General des III. französischen Korps le Boeuf und dieser Befehl lautete: *de maintenir fortement sa position*. Außerdem sollte das III. französische Korps seine Division Montauvon auf den linken Flügel schicken, wo sie, wie wir vorhin gehört haben, das Defilee Ars-Gravelotte bei Gravelotte besetzen sollte.

Marshall le Boeuf glaubte nun auf Grund dieses Befehls, seine Befugnisse durch einen Angriff zu überschreiten und mit dieser Unterlassung war der Tag für die Deutschen gewonnen.

Von diesem eben gehörten Befehle des Marshalls an le Boeuf konnte natürlich der General v. Alvensleben nichts wissen, solche Entschlußlosigkeit dem Marshall le Boeuf auch nicht zutrauen. Der General sprach mit dem General v. Bülow, dem Kommandeur der Artillerie, angesichts der immer bedenklicher werdenden Lage bereits vertraulich über die Einnahme einer Aufnahmestellung, falls die Batterien bei Vionville sich dort nicht mehr halten könnten.

Die letzte Reserve war verausgabt. Die Gefahr war groß. Vier französische Armee-Korps hatte v. Alvensleben auf sich gezogen. Vor 3 Uhr frühestens war an das Eingreifen der 20. Division, die auf das Schlachtfeld von Süden her beordert war, nicht zu denken. Immer näher, immer drohender schob sich das Verhängnis in Gestalt des III. und IV. französischen Armee-Korps an den linken deutschen Flügel heran. Es war erst 2 Uhr, der Tag noch lang, — da galt es zu versuchen, was opferwillige Kavallerie vermag.

Vionville mußte unter allen Umständen gehalten, der 6. Division durch einen neuen Angriff Luft gemacht werden, mit dem man den Gegner über die eigene Schwäche täuschte.

Daher sandte der General v. Alvensleben seinen Stabschef persönlich an die Brigade Bredow mit dem Befehle, die Batterien auf der Höhe bei Rezonville anzugreifen. Dies geschah.

Die Brigade überschritt mit 6 Schwadronen die Hauptstraße in Eskadronkolonnen, ging in einer Einsenkung vor und schwenkte dann rechts ein. 12 französische Batterien, mehrere Infanterie-Regimenter wurden überritten.

Als die Höhe 309 von ihnen überschritten war, gab der Kavallerie-General Forton seiner Brigade den Befehl, vom Walde an der Römerstraße her, aus der Flanke anzureiten, während 2 Regimenter der Kavallerie-Division Valabrègue aus der Front und ein Regiment chasseurs à cheval die Brigade in der rechten Flanke packte. Jetzt bogen die Reiter kehrt und jagten auf Vionville zurück.

Das Ergebnis dieser Attacke war ein glänzendes:

1. Alle 12 französischen Batterien fuhren ab.
2. Vier französische Infanterie-Regimenter des VI. Korps verschwanden vom Schauplatz.
3. Die begonnene, höchst gefährvolle Vorbewegung der Division Tixier vom 6. Korps stand.
4. Der Angriff hob den Mut der Truppen.
5. Die Franzosen unternahmen während des ganzen Tages von Rezonville in westlicher Richtung keinen Vorstoß mehr.
6. General v. Alvensleben benutzte mit großem Geschick die entstandene Pause, um sich mit dem Regiment 64 eine Reserve zu schaffen.

Somit sicherte er sich von neuem Einfluß auf den Gang der Dinge.

Während nun durch die Attacke Bredow im Zentrum die Lage wesentlich gebessert wurde, wurde sie auf dem linken Flügel immer schlimmer.

Gegen 2.45 Uhr nachmittags gab l'Admirault, der kommandierende General des IV. Korps, dessen eine Division Grenier bereits heran war, den Befehl zum Angriff auf die Tronviller Büsche.

Um 3.45 Uhr waren diese in ihrer nördlichen Hälfte im Besitz der Franzosen. Bald aber erlahmte ihre Angriffskraft. Ueber die Hauptstraße drangen sie nicht vor. Um 4 Uhr waren die Franzosen in einer ungemein günstigen taktischen Lage. Die Stellung der Batterien dicht westlich Vionville war nahezu unhaltbar geworden. Auch sie erhielten bereits Flanken- und Rückenfeuer.

Der General v. Alvensleben war sich der Schwierigkeit seiner Lage voll bewußt. Dafür sprechen seine Worte: „Jetzt geht es mir bald wie Wellington. Ich wollte, es wäre Nacht oder das X. Korps käme.“ Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, da nahte, schon von weitem mit einem weißen Tuche winkend, auf schaumbedecktem Pferde ein Generalstabsoffizier der 20. Division und meldete das unmittelbar bevorstehende Eingreifen derselben.

In höchster Freude drückte ihm der General beide Hände und sagte zu seiner Umgebung: „Nun, dann werden wir den Truc machen, und mir soll es gleich sein, ob das X. Korps ihn macht oder ich; wenn er nur überhaupt gemacht wird.“

Die 20. Division wurde nun, wie sie kam, in die Büsche hineingeworfen. General v. Kraatz, ebenso wie General v. Voigts-Rhetz hielten es für nötig, nicht erst den Aufmarsch der Division abzuwarten, sondern die Bataillone, wie sie eintrafen, in den Kampf zu schicken.

Die Franzosen wichen langsam aus den Büschen zurück; ja, sie erhielten sehr bald Befehl, die Büsche ganz zu räumen und auf den Höhen wieder Stellung zu nehmen.

Wir sehen hier bei der 20. Division dieselbe Erscheinung des sogenannten kledckerweisen Einsetzens der Bataillone. Zunächst war ein geordneter Aufmarsch wohl beabsichtigt. Aber die Lage forderte gebieterisch die sofortige Wiedernahme der Tronviller Büsche.

Ein Aufschub war unmöglich, da das III. Armee-Korps bereits auf das Ernsteste in Flanke und Rücken gefährdet war.

Vionville und die dicht westlich davon liegende Stellung der Artillerie, die dem linken Flügel feste Stütze gab, dieser linke Eckpfeiler des fechtenden Armee-Korps, war schwer bedroht.

Inzwischen traf nun auch die andere Division des IV. französischen Korps (Cissey) ein, und die Lage auf dem linken Flügel der Deutschen wurde immer unhaltbarer.

Da endlich erschienen, wieder gerade in einem der kritischsten Augenblicke, gegen 4½ Uhr nachmittags, die letzten noch verfügbaren Truppen des X. Korps — die 38. Brigade (Regt. 16 und 57) Wedell auf dem Gefechtsfelde.

Wir erinnern uns, daß die 19. Halbddivision Schwartzkoppen den Befehl für den 16. hatte, von Thiauourt nach St. Hilaire — 12 Kilometer südwestlich Mars la Tour — zu marschieren und Vorposten gegen Verdun hin auszusetzen.

Die Halbddivision hatte um 11 Uhr vormittags St. Hilaire erreicht und war im Begriff, die Vorposten auszustellen, als 12 Uhr mittags der Befehl eintraf, sofort über Jonville rechts abzumarschieren. Es wurde sofort alarmiert und der Marsch angetreten.

Schon um 12.30 Uhr erhielt v. Schwartzkoppen vom Oberst Lehmann die Meldung, daß seine Truppen auf die Tronviller Büsche vorgingen und dort den linken Flügel bilden würden. Unterstützung sei dort dringend nötig, da die Franzosen in starker Uebermacht wären.

General v. Schwartzkoppen ging auf der großen Straße vor und erhielt 3.15 Uhr den Korpsbefehl: „Ihr Angriff ist auf dem rechten feindlichen Flügel zu leiten, der hart drängt. Ich werde durch vereinigte Kavallerie unseren linken Flügel unterstützen.“

v. Schwartzkoppen, in der Nähe von Mars la Tour angekommen, gab darauf dem General v. Wedell den Befehl, seine Brigade mit vorgenommenem linken Flügel zu entwickeln und zum Angriff der feindlichen Batterie vorzugehen. Regiment 16 links, Regiment 57 rechts stürmte die Brigade vor. Der Ausgang des Angriffs ist bekannt.

Es erfolgte nun der Gegenangriff der Division Cissey. Die Brigade Wedell wurde vernichtet. Bekannt ist auch die heldenhafte Attacke der Garde-Drägoner, die dem Angriff der Brigade Cissey in die Flanke fiel und dadurch dem weiteren Vordringen der überraschten Franzosen, die sich immer erneut durch frische Truppen angegriffen sahen, ein Ziel setzte.

Man hat bedauert, daß das Vorgehen der Brigade Wedell nicht mit dem der erst kurze Zeit vor ihr bei Tronville eingetroffenen 20. Division zu einer einheitlichen Handlung zusammengefaßt worden ist. Nur die große Bedrängnis, in der auch hier der linke Flügel der Deutschen sich befand, läßt auch hier die Maßnahmen erklären.

Wie er dem General v. Schwartzkoppen bereits angekündigt, faßte General v. Voigts-Rhetz nun den Entschluß, seine ganze Reiterei auf dem linken Flügel einzusetzen, und es kam auf der Hochfläche von Ville sur Yron zu dem denkwürdigen, großartigsten Reiterkampfe des ganzen Feldzuges, aus dem die deutschen Reiter siegreich hervorgingen.

Die ganze französische Reitermasse wandte sich zur Flucht und eilte den Talübergängen von Bruville zu. Der Schutz des bedrohten linken Flügels war also auch hier völlig gelungen.

Die Franzosen, die auf diesem Flügel infolge ihrer starken Uebermacht einen glänzenden Sieg hätten erringen können und müssen, ließen sich durch die Angriffswut der Deutschen, die immer neu auftauchenden verschiedenartigen Uniformen, die ihnen immer neue deutsche Verstärkungen vortäuschten, so beeinflussen, daß sie ihre Uebermacht nicht ausnutzten und einen sicheren Sieg aus den Händen ließen.

Fast hätte die Vernichtung und der Rückzug der Reste der Brigade Wedell aber doch noch ein größeres Unglück gezeitigt.

Infolge eines Mißverständnisses, weil nämlich der Befehl für die 38. Brigade zum Rückzug und Sammeln bei Tronville irrthümlich auch an die

20. Division gelangte, fingen die Truppen derselben an, die Tronviller Büsche zu räumen.

Aber, wie General v. Alvensleben, wie wir gesehen haben, es verstanden hatte, in den bedenklichen Momenten der Schlacht stets richtig und energisch einzugreifen, so ritt er sofort, als er die Räumung der Tronviller Büsche, die ihm den so blutig und so sauer erkämpften Erfolg des ganzen Tages in Frage stellten, bemerkte, mit den Worten an den General v. Kraatz heran: „Ich befehle Ihnen, hier zu bleiben. Ich stehe nun hier schon seit 9 Uhr früh und ich werde auch nicht fortgehen.“

Auch mit diesem Befehle hat der General v. Alvensleben persönlich wieder einen sehr bedeutungsvollen Einfluß auf den Ausgang des Tages ausgeübt. Denn — was wäre geworden, wenn wirklich die Tronviller Büsche um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr abends von den deutschen Truppen geräumt worden und nunmehr durch einen Vorstoß, etwa der Division Grenier des IV. französischen Armeekorps, die deutschen Batterien bei Vionville und Vionville selbst zum Schlusse doch noch in die Hände der Franzosen gefallen wären?

Ich möchte bei dieser Gelegenheit besonders darauf hinweisen, wie der General v. Alvensleben, dem gewiß in vielem manch' günstiger Zufall zu Hilfe kam, doch das Schlachtenglück sich durch sein persönliches Eingreifen an seine Seite zwang.

„Glück“, hat Napoleon gesagt, „ist eine Charaktereigenschaft“, und nach Molke weiß es auf die Dauer nur der Tüchtige an sich zu ketten.

Wir haben gesehen, wie der General, dem nach meiner Auffassung das Verdienst an dem Gelingen der Schlacht ganz allein zufällt, in den katastrophalen Augenblicken mit den sicheren Instinkten des gottbegnadeten Feldherrn stets die richtigsten Entschlüsse faßt, daß er in den kritischen Wendepunkten der Schlacht, deren Wechselfälle er mit seinem wachsamem und klugen Auge unermüdlich durch 12 volle Stunden des Tages verfolgte, durch seine kraftvollen und zielbewußten Maßnahmen, durch die Art und Weise, wie er sich Reserven schafft und sie verwendet, den Gang der Ereignisse in Wahrheit leitet, das Höchste einsetzt, um das Höchste zu gewinnen.

An ihm können wir immer wieder lernen, daß in letzter Linie die Persönlichkeit, die geistige Ueberlegenheit, der Charakter, die Art des ganzen Mannes den Ausschlag geben.

Als der Tag sich seinem Ende neigte, gab Prinz Friedrich Carl, um dem Feinde zu zeigen, daß man nach stundenlangem blutigen Ringen noch die Fähigkeit und den festen Willen habe, in dem bisher unentschiedenen Kampfe zu siegen, den Befehl zum Vorgehen auf der ganzen Linie.

Abends 8 Uhr standen 9 Batterien auf der Höhe 289.

Auch die beiden Brigaden der 6. Kavallerie-Division brachen vor, und, wenn auch bei der hereinbrechenden Dunkelheit der materielle Erfolg dieses Vorgehens kein allzugroßer mehr war, so blieb doch der Eindruck dieses letzten mit der niederzwingenden Energie eines gewaltigen Siegerwillens geführten Vorstoßes auf die Franzosen nicht ohne bedeutsamen Eindruck.

Er wollte den Franzosen zeigen, daß er die Schlacht gewonnen habe. Derjenige — so schrieb er im Jahre 1877 an den General v. Alvensleben — mußte Sieger bleiben, der am längsten die *contenance*, den Willen zum Siege behalten hatte — und wir waren zäher als Bazaine. Die Deutschen standen am Abend in den Stellungen, die die Franzosen hier am Morgen und Mittag innegehabt hatten.

So war dieser letzte deutsche Angriff ein leuchtender Blitzstrahl männlicher, kriegerischer Tatkraft. Hier traf noch einmal die eiserne Energie des deutschen Führers wuchtig auf den halben Willen des französischen Marshalls.

8.30 Uhr abends traf v. Alvensleben auf dem rechten Flügel mit dem Prinz Friedrich Carl zusammen.

Einen Sieg bedeutete der Tag in hohem Maße:

2 Armee-Korps und 2 Kavallerie-Divisionen, zusammen 63 000 Mann, hatten 5 Armee-Korps und 6 Kavallerie-Divisionen, 178 000 Mann, von denen 113 000 Mann an der Schlacht teilnahmen, gefesselt. Die Verluste auf jeder Seite betrugen etwa 16 000 Mann.

40 Jahre sind ins Land gegangen — manches ist anders geworden in der Kriegskunst seit jenen ruhmvollen Tagen: Eines aber soll uns bleiben:

Der Sinn und Geist jener Männer, die auf den Schlachtfeldern dieses Krieges gestanden und geblutet haben für die Sache ihres Königs und ihres Vaterlands — und das Streben, es ihnen gleich zu tun an Charakter, Soldatentreue und Tüchtigkeit.



Die Woche.

I.

Nach dem Schöpfungsberichte der Bibel sind wir seit unserer Jugend Tagen daran gewöhnt, die Woche als einen feststehenden Zeitraum von sieben Tagen anzusehen, der vom Weltenschöpfer gebraucht wurde, um seine Werke zu vollenden.

Aber dieser Zeitraum ist keineswegs immer und überall von gleicher Dauer gewesen. Ja, die Germanen hatten bis ins 5. Jahrhundert n. Chr. noch nicht einmal ein Wort für den heutigen Zeitbegriff der Woche. Sie haben die siebentägige Woche erst von den Römern übernommen.

Die jetzige deutsche Bezeichnung „Woche“ beruht auf der Grundform *wiko* (angelsächsisch *wucu*, *wicu*, alth. *weda*, englisch *week*, altnordisch *vica*), und ist offenbar dem lateinischen Worte *vices* = Wechsel entlehnt, das allerdings in der Bezeichnung „Woche“ nirgends nachweisbar ist.

Ein dem lateinischen Worte der siebentägigen Woche: *septimana*, italienisch *settimana*, französisch *semaine*, altirisch *sechtman* entsprechendes Wort für Woche ist bei den Germanen nicht gebildet worden.

Eine recht lange Entwicklung war nötig, bis der im schweren Kampf um sein Dasein ringende primitive Mensch den Zeitbegriff als notwendig empfunden und daher auch gebildet hat. Wie das Kind in seinen ersten Lebensjahren in gedankenlosem Dahinleben diesen Begriff nicht kennt, so ist es auch der Menschheit in ihrem Jugendzeitalter gegangen. Erst ganz allmählich haben die abstrakten Vorstellungen von Zeit und Raum im Hirne des Urmenschen Eingang gefunden.

Der erste und natürliche allgemeine Zeitmesser, der sich dem Menschen bot, war der Mond, der es ja auch bis heute noch — wie die 12 Monde (Monate) des Jahres beweisen — wenigstens dem Namen nach geblieben ist.

„Der Mond,“ sagt Mommsen, „heißt in allen Sprachen davon, daß man nach ihm die Zeit mißt“. Sein Name hängt bei fast allen Völkern mit „messen“ zusammen und ist bei den indogermanischen Völkern wohl aus der Wurzel *ma* = messen hervorgegangen. Daher heißt im Griechischen *men*, im Lateinischen *men-sis*, im Gothischen *mena*, im Althochdeutschen *māno* der Monat.

In einem alten babylonischen Gedicht wird der Mond als das „Gestirn der Nacht zur Bestimmung der Tage“ bezeichnet und Jesus Sirach (Kap. 43, 6—8) sagt von ihm: „Der Mond muß scheinen in aller Welt zu seiner Zeit und die Monate unterscheiden und das Jahr austeilen. Nach dem Mond rechnet man die Feste; er ist das Licht, das abnimmt und wieder zunimmt; er macht die Monate, er wächst und verändert sich wunderbarlich.“

Die Beobachtung von Tag und Nacht allein führt zu keiner Zeitrechnung. Die schuf erst der Mond. Was sein Wesen ist, was sein Wachsen und Vergehen verursacht, das wußte der primitive Mensch noch nicht.

Wenn es hell ist, am Tage wird die Lichtquelle der Sonne vom Bewußtsein kaum wahrgenommen. — Aber wenn es Nacht ward, und die sich scharf abzeichnende leuchtende Gestalt des Mondes am dunkeln Himmel heraufzog, — dann sah der Naturmensch mit Bewunderung und Anteilnahme zum Firmamente auf, zu dem lichten Wesen, das ihm die Nacht erhellte und ihre Schrecknisse verscheuchte.

Aber nicht so sehr das Erscheinen selbst des leuchtenden Himmelskörpers war es, was sein Staunen veranlaßte, mehr noch war es die dauernd wechselnde Gestalt, an der man auch beobachten konnte, ob die leuchtende Scheibe zu- oder abnahm.

Mit wachsender Erfahrung und steigender Beobachtung stellte er fest, daß ein ganz bestimmter, sich regelmäßig wiederholender Zeitraum verging, vom ersten Erscheinen der schmalen Sichel bis zum Vergehen der abnehmenden Scheibe und bis zum Wiedererscheinen des ersten Mondnumens. Der Begriff des Monats (Mondes) war geschaffen.

Siebenundzwanzig Nächte lang erschien der rätselhafte Wanderer am dunkeln Nachthimmel — dann verschwand er plötzlich drei Nächte lang — bis die kleine, lichte Neumondssichel anzeigte, daß dasselbe Spiel nun von neuem begann.

Aber diese Zeitspanne von dreißig Nächten war lang — ein kürzeres Zeitmaß wurde erforderlich. Da man zunächst für die Zeitbestimmung nur die Lichtnächte der sichtbaren Mondlaunen zählte, so dauerte der Monat (Mond) nur 27 Nächte. Und da man diese Zahl für kleinere Zeitabschnitte nicht anders durch ganze Nächte teilen konnte, so drittelte man — wenigstens bei den arischen Völkern — diesen Zeitraum und damit war bei ihnen die neunnächtige Woche gebildet.

Die Erinnerung an sie ist uns in vielen Mondmythen und zahlreichen Sagen und Märchen in der heiligen 9 Zahl erhalten geblieben. Sie kann nur auf die Zahl der Mondwochennächte gedeutet werden.

Im Laufe der Zeiten erfuhr nun diese neunnächtige Woche Veränderungen, hauptsächlich wegen der drei dunkeln Zwischennächte, die man nicht auslassen konnte, ohne die fortlaufende Zeitrechnung zu unterbrechen. Indem man sich gezwungen sah, diese drei dunkeln Nächte mitzuzählen, bis man am Neumondstage den neuen Monat beginnen konnte, kam man zu einer ungleichen Verteilung: den 5 vom Monde erleuchteten neun Nächte-Weeken und der dreinächtigen Schwarzmondszeit. Um gleiche Zeitabschnitte zu gewinnen, legte man jeder der drei neunnächtigen Weeken eine der drei dunkeln Nächte als Schalthnacht zu; d. h. verrechnete sie auf die drei Weeken und erhielt damit nunmehr drei gleichmäßig zehnnächtige (9 + 1) Weeken im Monat. Dieser so entstandene Zeitraum wurde nach der Zehnzahl der Nächte „Dekade“ genannt; möglich, daß sie auch bei einigen Völkern mit dem von der Zahl der Finger abgeleiteten Zehnersystem direkt entstand, ohne die Vorstufe der Neunerwoche zu durchlaufen.

Diese Dekaden-Weeken finden wir in der frühesten Zeitrechnung der Chinesen, nach der neunnächtigen Weeken auch bei den indischen und iranischen Ariern, dann auch bei den alten Aegyptern — hier vielleicht von dem früh geschaffenen Sonnenjahr rein solaren Ursprungs —, bei den Griechen, bei denen Solon sie eingeführt haben soll, und in den ältesten Zeiten auch bei den Babyloniern, also fast bei allen größeren Völkern der damaligen Kulturwelt.

Sie kehrte später auch im Laufe der Jahrtausende, nachdem längst eine andere Wocheneinteilung eingeführt war, noch einmal wieder zur Zeit der französischen Revolution, deren Kalender nach den zehntägigen Weeken den Namen „Decadrier“ erhielt. Diese Einteilung in drei zehnnächtigen Weeken = 30 Nächten, brachte nun den Vorteil, eine Halbierung des Monats zu er-

möglichen; aus dieser entstanden dann die „Fünferwochen“, die Pentaden, die mit dem natürlichen Zählapparat der Hand übereinstimmten und daher auch als „Fingerwochen“ bezeichnet wurden.

Solche Halbmonatsrechnung mit Pentadenwochen (sanskrit. pancak) kannte etwa vom 10. Jahrhundert v. Chr. an die alte indische Zeitrechnung der Brahmanen, die dreimal fünf Nächte vom Neumond bis zum Vollmond und umgekehrt maß und noch bis etwa zum Beginn des 4. Jahrhunderts v. Chr. üblich war.

Ebenso vollzog sich auch im Wandel der Zeiten bei den Babyloniern ein Uebergang zu einer andersgestalteten Woche, die aber nicht mehr der reinen Naturbeobachtung des nächtlichen Himmelsgestirns entstammte, aus welcher die fünf-, die neun- und zehnnächtigen Wochen hervorgegangen waren.

Eine vortreffliche Erklärung der Entwicklung dieses Wechsels gibt der bekannte nordische Philosoph Troels-Lund in seinem Werke: „Himmelsbild und Weltanschauung“, dem die nachstehende Schilderung im allgemeinen folgt.

Die assyrisch-babylonische Religion huldigte dem Glauben an die für beseelt geltenden Himmelskörper. Je weiter, endloser und einförmiger das flache Stromland Mesopotamiens sich erstreckte, um so lebhafter richtete sich der Blick nach oben, nach den Bewegungen, den Veränderungen, dem Leben am Himmel.

Wenn mit dem höheren oder niederen Stand der Sonne oder der anderen Gestirne eine andere Jahreszeit, — Veränderungen des Naturlebens — Erwachen und Absterben der Vegetation eintraten, — wenn von dem Kommen und Gehen der Sonne, des Mondes, auch der Sterne, das Leben der Menschen — ihr Wachen und Schlafen, ihre Lebensfrische und ihre Mattigkeit abhing, wenn gleichzeitig mit dem Erscheinen gewisser Sternbilder bestimmte Ereignisse eintraten, mit ihrem Verschwinden vorübergingen, so lag es für den Beobachter nahe, das gesamte Leben der Natur und der Menschen von den Lichtern des Himmels kausal abhängig zu machen und zu glauben, daß Erde und Menschen das Gesetz von oben, von den leuchtenden Planeten empfangen.

„So kamen die Chaldäer zu der Annahme, daß die Sonne, der Mond und die einzelnen Planeten an je einem bestimmten Tage ihre Wirksamkeit üben. Da nun die Zahl dieser Wandelsterne zusammen mit Sonne und Mond im ganzen sieben betrug — mit den heute gebräuchlichen Namen: Saturn, Jupiter, Mars, Venus und Merkur — so entstand allmählich neben der bisherigen durch Zählung der Mondnächte rein natürlich entstandenen fünf- bzw. neun- bzw. zehnnächtigen Woche eine Art astrologischer Woche, deren sieben einzelne Tage von der Sonne, dem Mond und den Planeten regiert wurden: die babylonische Siebentage-Woche.“ Und wie bei der Mondnächtewoche die 9 als heilige Zahl entstanden war, so führte nun Sonne und Mond mit den 5 damals bekannten Planeten, die den Wochentagen den Namen gaben, zur „heiligen“ Siebenzahl.

Nach dem Aufkommen dieser neuen Zeitmaßschöpfung der siebentägigen babylonischen Woche liefen nun die beiden Wochenarten, die Dekadenwoche und die Siebener-Woche in Babylon noch eine Weile nebeneinander her; auf die Dauer war dies aber unmöglich und so gewann infolge des sozialen Einflusses der Priester, denen ja die Sternbeobachtung und -Deutung oblag, die Planetenwoche allmählich die Oberhand und verdrängte die Dekadenwoche vollständig.

Dies geschah, abgesehen von Babylonien, bald auch in Indien, in Palästina und in Ägypten, den schon früh unter babylonischem Kultureinfluß stehenden Ländern. Diese Siebentagewoche ist es auch, die wir im biblischen Bericht der Schöpfung wiederfinden: es ist die Woche, die mit dem Ruhetag als Feiertag endet.

II.

„Mit der Zeit kamen nun die Chaldäer darauf, auch jede einzelne Stunde eines jeden Tages unter die Einwirkung eines Planeten zu stellen: Der Planet, dem die erste Stunde des Tages zukam, gab dem Tage seinen Namen, den er somit beherrschte. In der folgenden Stunde herrschte dann der Planet, welcher nach jenem der Erde am nächsten stand und so weiter fort. Es wurde also die Macht des Tagesplaneten verstärkt oder geschwächt durch den Einfluß, welchen die Planeten ausübten, in deren besonderer Stunde ein Geschäft, ein Unternehmen begonnen wurde oder ein bestimmtes Ereignis eintrat — vor allem menschliche Geburt.“

Bei der Feststellung der Reihenfolge der einzelnen Wochentage ging man von der Reihenfolge der Entfernung der Planeten vom Himmel zur Erde aus, die nach damaliger Anschauung das Weltenzentrum bildete.

Die Reihenfolge der damals bekannten Planeten einschließlich Sonne und Mond war, mit ihren lateinischen Götternamen bezeichnet: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur und Mond.

Man begann somit bei der Reihenfolge der Zählung mit dem Saturn, dem entferntesten der Wandelsterne, der im obersten Kreise des Himmels die Welt regierte, dem Kaivanu der Babylonier. Der Herr dieses Planeten war der Gott Adar, auch Ninib genannt; er war, wie Saturn, der seine eigenen Kinder verschlang, ein düsterer, dem Lebendigen abgewandter Gott. Oft erhielt er den Beinamen Malik (König) und erscheint so als Adar Malik, als der Adrammelech der Bibel, der Kinder als Opfer erhielt. Er war ein strenger und harter Gott, dessen Zorn mit Menschenopfern gesühnt werden mußte, der El der Hebräer, dem Abraham den Isaak zum Opfer zu bringen bereit war. Der Tag, der bei den Babyloniern dem Adar (Ninib) geheiligt war, war auch als Sabbath dem strengen Gotte der Hebräer heilig. (Sonnabend, Samstag.)

Hatte man die Zahl der Planetengötter durch die Zahl der 24 Stunden des Saturn-Tages mehrmals in der obengenannten Reihenfolge der Planeten hindurch gezählt, eine Stunde für jeden Planeten, die sich im Laufe des Tages etwa dreimal für ihn wiederholte, so kam die 25. Stunde, d. h. die erste des neuen Tages nach dem Tage des Adar (Saturn) auf die Sonne. (Sonntag.) Ihre mächtig wirkende Kraft gehörte dem babylonischen Sonnengotte, dem Samas, der „Herr des Tages“ und „Schiedsrichter des Himmels und der Erde“ genannt wird.

Die nächste 25. Stunde traf in der Reihenfolge den Mond (Montag), dieses Gestirn war bei den Babyloniern dem Mondgott Sin, bei den Römern entsprechend der Luna geweiht.

Danach folgte nach obiger Regel für den nächsten Wochentag der Planet, dessen Macht dem Gotte Nergal heilig war. In den Inschriften heißt Nergal der „große Krieger“, der „König der Schlachten“. Er war demnach der Kriegsgott der Babylonier, dem Mars, dem römischen Kriegsgotte gleich. (Dienstag = altdeutsche Uebertragung des dies Martis.)

Weiter folgte der Tag des Gottes Nebo (Nobu), dem der Planet Merkur geweiht war; er war den Babyloniern der „Gott der Weisheit und der Schriften“ gerade wie Merkur bei den Römern der Gott verschlagener Klugheit gewesen ist. (Mittwoch = Merkurii dies.)

Nach der 24. Stunde dieses Tages kam dann der Tag des Marduk, des Haupt- und Stadtgottes Babels, an Macht und Bedeutung das Ebenbild des römischen Jupiter. (Donnerstag = altdeutscher Uebertragung des dies Jovis.)

Endlich reihte sich dem Kreise der Planetengöttertage der Tag der Göttin Istar an. Sie war die Göttin der lebengebenden Macht, vor allem der Liebestriebe, die baylonische Venus. (Freitag = altdeutsche Uebertragung des dies Veneris.)

Wenn auch die Zählung zur Bestimmung der Tagesreihenfolge bei dem weitentferntesten Planeten, dem Saturn begonnen hatte, so galt als erster Tag der Woche der Tag des Samas (Sonne), als letzter und Feiertag der Tag des Ninib (Saturn). Wie oben bemerkt, hatten auch die Aegypter im Laufe der Zeit die Dekadenwoche abgeschafft und die babylonische Woche übernommen — nur mit einem Unterschiede: „Nach ägyptischer Vorstellung gehörte die Seele der Sonne; sie war unsterblich wie diese. Als man nun von der Dekadenwoche zur babylonischen Siebentage-Woche überging, wollten die Priester die in der religiösen Anschauung des Volkes lebende Ueberzeugung von der allvermögenden Macht und Kraft des Sonnengottes besonders hervorheben.“

„Nach babylonischer Anschauung“ so schreibt Troels-Lund, „lag das Schwergewicht der Woche in ihrem Ende. Auf den siebenten Tag, den Ruhetag, den Sabbath der Hebräer, zielte die ganze Woche ab, mit ihm ging sie zu Grunde.“ Anders war es bei den Aegyptern. Sie glaubten nicht an den finstern und tyrannischen Gott, der mit einem Machtworte die ganze Woche — „an einem Ruhetage des Todes sein ließ.“ Für sie war im Gegenteil der Sonnengott der Hauptgott der Woche; der Tag der Sonne wurde daher notwendig für sie der Wochenfesttag. „Und durch ein glückliches Zusammentreffen folgte gerade in der Tagesreihenfolge der Babylonier der Tag der Sonne auf den Tag des Ninib (Saturn), des strengen Gottes, dem der Haupttag der babylonischen Woche — der letzte Wochentag als Feiertag heilig war. Ohne Bruch mit der bisherigen astrologischen Tages-Reihenfolge der babylonischen Woche ließ sich so der Schwerpunkt der ägyptischen Woche nach oben, der Fest- und Feiertag auf den ersten Wochentag verlegen.“

Und diese Siebentage-Woche mit dem Sonnenfesttage am Anfang haben von den Aegyptern dann im Laufe der Zeit alle andern Kulturvölker übernommen, zumal die Römer, denen Caesar sie mit dem Kalender des Sonnenjahres aus Aegypten brachte, und von denen sie später, wie eingangs bemerkt ist, den Germanen übermittelt wurde.

Bei den Römern hatte sich eine besondere Entwicklung der Woche vollzogen. Von Beginn ihrer Zeitrechnung herrschte anfänglich eine Mondwoche von 7—8 tägiger Dauer. Später setzte ihr Kalender ein für alle Mal das 1. Viertel des Mondes in den 31 tägigen Monaten auf den 7., in den 29 tägigen Monaten auf den 5., — den Vollmond in jenen auf den 15., in diesen auf den 13. Tag (idus). Aus Aberglauben gegen die geraden Zahlen, die ihnen Unglück bedeuteten, kannten die Römer keinen 30 tägigen Monat. Nach der genannten Einteilung wurde die 2. und 4. Woche des Monats 8 tägig, die 3. in der Regel 9 tägig, die erste im 31 tägigen Monat 6-, sonst 4 tägig. Es gab somit im alten Rom 4-, 6-, 8- und 9 tägige Wochen in buntem, verwirrendem Wechsel durcheinander. — Nun übernahmen die Römer aus Aegypten die Siebentagewoche, die für eine geordnete Zeitrechnung von besonderem Vorteile war, — mit dem Tag der Sonne als höchstem und ersten Tage der Woche. Nur die Juden hielten weiter an dem alten babylonisch-semitischen Wochenfeiertage, dem Sabbath, fest und die Muhammedaner setzten später den Freitag als den geheiligten Tag der Ruhe ein.

Diese 7 tägige Woche mit dem festlichen Sonntage an der Spitze wurde auch die Woche des Christentums; wie den Aegyptern der Sonnengott, so war den Christen Christus „das Licht der Welt“. Im Jahre 321 n. Chr., gerade jetzt vor 1600 Jahren, also vor mehr als anderthalb Jahrtausenden, wurde der Sonntag als christlicher Wochenfesttag auch amtlich festgelegt, indem ein Erlaß des Kaisers Constantin bestimmte, daß am Sonntag alle Staatsangelegenheiten, alle rechtlichen und bürgerlichen Geschäfte zu ruhen hätten. Der ägyptische Sonnenfesttag wurde der „Tag des Herrn“.

Ihn erkannte auch die Kirche an; bei den Italienern heißt der erste Tag der Woche noch heute *domenica* (von *dominus* = Herr). Um aber die alten heidnischen Vorstellungen und Namen der Planetenwoche zu verdrängen, ordnete die Kirche ihrerseits an, daß die andern Tage der Woche, der 1., 2., 3. usw. nach dem Tage des Herrn (*feria*, *sekunda*, *feria tertia*

usw.) genannt werden sollten. Diese Anordnung wurde jedoch von den Völkern nicht befolgt und hat sich niemals eingebürgert. Die alten babylonischen Planetengötter-Vorstellungen, aus denen Name und Reihenfolge der Tage entstanden waren, blieben mit den einzelnen Wochentagen auch weiter verknüpft; nur setzten die Völker an die Stelle der babylonischen Götternamen die entsprechenden Namen der römischen beziehungsweise in den germanischen Ländern der alten germanischen Gottheiten in ihrer Sprache ein. Die nachfolgende Tabelle bildet dafür den Beleg:

Wochentage.

1. Babylon.	2. Römer	3. Ital.	4. Franz.	5. German.
Samas <i>Sonnengott</i>	Dies Sotis	Domenica	Dimanche	Sonntag
Sin <i>Mondgott</i>	Dies Lunae <i>Mondgöttin</i>	Lunedì	Lun-di	Montag
Nergal <i>Kriegsgott</i>	Dies Martis <i>Kriegsgott</i>	Martedì	Mar-di	Ziu's Tag Tyr's Tag <i>Schlachtengott</i>
Nabu <i>Weisheitsgott</i>	Dies Mercurii <i>Klugheitsgott</i>	Mercoledì	Mercredi	Wodanstag
Marduk <i>Blitz- u. schleu- dender Gott</i>	Dies Jovis <i>Gewittergott</i>	Giovedì	Jeudi	Thor'stag <i>Gewittergott</i>
Istar <i>Liebesgöttin</i>	Dies Veneris <i>Liebesgöttin</i>	Venerdì	Vendredi	Frias Tag <i>Liebesgöttin</i>
Ninib (Adar)	Dies Saturni	Sabato	Samedi	Laugar dag <i>Badetag</i>
6. Engländ.	7. Nieder-	8. Ober-	9. Hoch-	
Sunday	Sonntag	Deutsche Sonntag	Sonntag	
Monday	Montag	Montag	Montag	
Thursday	Dingstag	Ziestag Zistig <i>Arestag v. Kriegs- gott Ares</i>	Dienstag	
Wednesday	Gunstag Godenstag Odinstag	Erlag (<i>Kriegsgott</i>) Mittwoch	Mittwoch	
Thursday	Donnerstag (<i>Donar's</i>)tag	von pempte griech. der 5. Tag Pfinstag	Donnerstag (<i>Tag des Donnergottes</i>)	
Friday	Freitag	Freitag	Freitag	
Saturday	Saterdag	Samstag (aus <i>Sabbat</i> tag entstanden)	Sonnabend	

Die Bedeutung Napoleons für die staatliche Entwicklung Badens.

Zu seinem 100jährigen Todestage.

Aus der „Neuen Badischen Landes-Zeitung“ Nr. 213 vom 8. Mai 1921.

Der Todestag Napoleons, der sich am 5. Mai dieses Jahres zum 100. Male jährt, ruft lebhaftere Erinnerungen an die Geschichte Badens um die Wende des 19. Jahrhunderts in uns wach. Es mag merkwürdig klingen, wenn man Napoleon als den eigentlichen Gründer des jetzigen Freistaats Baden bezeichnet. Und doch ist er es tatsächlich, zum mindesten mittelbar, gewesen. Zwar dürfen die hohen Verdienste des großen badischen Landesfürsten Karl Friedrich, der 75 Jahre lang (1738—1811) die Geschicke seines Landes in hervorragender Weise leitete, dabei nicht übersehen werden. Immerhin wäre ohne die Napoleonische Politik, die auf eine Stärkung der süddeutschen Staatengebilde zur Schwächung der beiden deutschen Großmächte Oesterreich und Preußen im Reiche abzielte, der Aufstieg Badens in die Reihe der größeren deutschen Fürstentümer nicht möglich gewesen.

Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts bestand Baden, das 1771, also jetzt gerade vor 150 Jahren, infolge Aussterbens der Baden-Badener Linie aus den Markgrafschaften Baden-Durlach und Baden-Baden zu einer Herrschaft unter Karl Friedrich vereinigt worden war, im allgemeinen aus drei großen Landkomplexen — einem nördlichen, dem größten, dem nunmehr mit Baden-Durlach vereinten Baden-Baden, zu welchem auch die Herrschaft Mahlberg gehörte — einem mittleren, der Markgrafschaft Hochberg — und einem südlichen, der sich aus der Herrschaft Badenweiler, der Herrschaft Rötteln und der Landgrafschaft Sausenberg zusammensetzte.

Zwischen diesen drei Landkomplexen lagen allerlei geistliche, reichsritterschaftliche und sonstige weltliche Herrschaftsgebiete in buntem Wechsel verstreut durcheinander, so daß eine einheitliche Verwaltung des markgräflichen Landesbesitzes ebenso erschwert war, wie es bei den um die gleiche Zeit gleichfalls noch weit auseinander liegenden preußischen Gebietsteilen im nördlichen Deutschland der Fall gewesen ist.

Die erste Gelegenheit für Baden, die Zwischenräume zwischen seinen isoliert von einander liegenden Landesteilen durch Landerwerb auszufüllen, bot sich durch die französische Besitzergreifung der auf dem linken Rheinufer liegenden badischen Besitzungen um Kirchberg i. Hunsrück und um Idar und Birkenfeld, den sogenannten Sponheimischen Landen. Für diesen Verlust sollte Baden rechtsrheinisch entschädigt werden. Napoleon ersah sich zum Ausgleich und zur Entschädigung der auch von andern deutschen Landesfürsten nach den Bestimmungen des Luneviller Friedens von 1801 auf dem linken Rheinufer abzutretenden Gebiete in der Hauptsache das Territorium der zahlreichen rechtsrheinischen Bistümer aus, deren Verschwinden — das wußte er — schon an sich die Kaiserstellung im Reiche schwer erschüttern und somit die österreichische Vormacht durch Vernichtung der bisherigen theokratischen Verfassung des Reiches stark schwächen mußte.

Die Verteilung dieser Gebietsteile erfolgte endgültig 1803 durch die Ergänzungsakte des Luneviller Friedens, den berückichtigten Reichsdeputationshauptschluß, der Baden einen erheblichen Gebietszuwachs seines nördlichen und größten Landkomplexes — und zwar im Norden durch umfangreiche Gebiete der Kurpfalz, deren Kurfürst Karl Theodor 1799 gestorben war, nämlich die pfälzischen Ämter Bretten, Heidelberg und Ladenburg mit der Stadt Mannheim, und des auf dem rechten Rheinufer gelegenen Gebiets des Hochstifts Speyer — im Süden durch die rechtsrheinischen Landesteile des Bistums Straßburg und mehrerer reichsdeutscher Gebiete (Offenburg, Gengenbach, Zell) eintrug.

Der südliche badische Gebietskomplex der Herrschaften Badenweiler und Rötteln und der Landgrafschaft Sausenberg wurde nur unbedeutend durch kleinere Landstreifen des Bistums Basel vergrößert.

Außerdem gewann aber Baden auch noch außerhalb seines bisherigen Territoriums Landbesitz östlich des Schwarzwalds und zwar am Bodensee, wo ihm erhebliches Gebiet durch Zuteilung des Bistums Konstanz zufiel. Auch die säkularisierten Klostergüter von Allerheiligen und Lichtenthal, Salem und Ettenheimmünster kamen damals zu Baden.

Baden hatte somit durch den Reichsdeputationshauptschluß, dessen Seele und treibende Kraft Napoleon war, ein Land von 60 Quadratmeilen mit etwa 240 000 Einwohnern gewonnen und — acht Quadratmeilen mit etwa 25 000 Einwohnern dafür auf dem linken Rheinufer hingegeben. Es war bei den Entschädigungen am reichlichsten bedacht worden, weniger wohl, wie Napoleon vorgab, „wegen der Regententugenden des Markgrafen Friedrich, die ihm seit langem die Achtung Europas erworben,“ als weil es im Interesse Frankreichs lag, einen befreundeten Nachbar zu haben.

Einen äußeren Ausdruck seiner neu gewonnenen Machtstellung fand Badens Fürst Karl Friedrich in der Erhebung seines Landes zum Kurfürstentum. War nun zwar zur Arrondierung des badischen Landes durch den Reichsdeputationshauptschluß schon viel mit dem Erworbenen gewonnen, so waren doch immer die drei oben genannten Haupt-Landkomplexe des nunmehrigen Kurfürstentums nach vielfach von anderen Hoheitsgebieten durchbrochen und durch breite, vor allem vorderösterreichisch-habsburgische Landesteile von einander getrennt. Baden war so noch kein abgerundeter Staat. Ziel und Politik eines weitblickenden Fürsten mußte es daher sein, die dazwischenliegenden Gebiete, deren Lage eine einheitliche Verwaltung infolge der räumlichen Trennung der Hauptteile des Landes hinderte, auf irgend eine Weise zu erwerben.

Und die Erreichung dieses Zieles wurde durch die napoleonische Politik: starke süddeutsche Staaten zu schaffen, für Baden außerordentlich begünstigt. In den süddeutschen Fürsten nämlich wollte sich Napoleon willfährige und dankbare Bundesgenossen heranziehen und so den beiden deutschen Großmächten gegenüber eine dritte, ihm unbedingt ergebene Macht schaffen, die ihm dereinst die Herrschaft über Deutschland sichern sollte. Die Politik des Rheinbunds warf ihre Schatten voraus.

Nach der Niederwerfung Oesterreichs bei Austerlitz wurde dann durch die von Napoleon diktierten Bestimmungen des Preßburger Friedens 1805 die zwischen dem großen nördlichen und dem mittleren badischen Gebietskomplex liegende Lücke durch den Erwerb der österreichischen Ortenau größtenteils ausgefüllt; vor allem aber brachte der Preßburger Frieden eine sehr umfangreiche Gebietserweiterung Badens durch Napoleons Zuteilung des vorderösterreichischen Breisgaus an Baden, wodurch nunmehr aus dem bisherigen mittleren Landkomplex, der Markgrafschaft Hochberg und dem südlichen Territorium Badenweiler, Rötteln, Sausenberg im Verein mit den durch die kurpfälzischen Gebiete bereits erheblich vergrößerten nördlichen Stammlanden ein großes, einheitliches badisches Staatsgebiet geschaffen wurde, das Baden in die Reihe der größeren deutschen Fürstentümer emporhob.

So hatte Napoleon sein Ziel der weiteren Stärkung Badens, jetzt hauptsächlich durch Zuweisung österreichischen Landbesitzes, erreicht. Baden war eine Macht geworden, von der er bereits jetzt ansehnliche, vor allem militärische Unterstützung seiner weiteren antiösterreichischen und bald auch stark antipreußischen Politik erhoffen durfte.

Eine weitere Gelegenheit zur Vergrößerung des Kurfürstentums Baden bot ihm 1806 die Gründung des Rheinbunds, der die napoleonische süddeutsche Politik auf ihren Höhepunkt brachte.

Baden erhielt zur weiteren Stärkung seiner Macht erheblichen Gebietszuwachs durch fürstliche Gebiete und reichsritterliche Besitzungen, so beson-

ders im Norden durch die an die Kurpfalz östlich angrenzenden Gebiete des Leininger Fürstentums und der Grafschaft Löwenheim-Wertheim, und im Süden durch das an den Breisgau ostwärts angrenzende Fürstenbergsche Territorium, welches nun im Verein mit dem dann später im Jahre 1810 von Württemberg erworbenen Gebiete der Landgrafschaft Nellenburg die Brücke zu den am Bodensee 1803 und 1805 erworbenen Gebietsteilen bildete.

So war Baden in den ersten sechs Jahren der Napoleonischen Konsulats- bzw. kaiserlichen Regierung ein wohlarrondiertes Fürstentum geworden, dessen vor kurzem noch weit isoliert liegende Gebietsteile infolge der glücklichen Politik seines größten und bedeutendsten Fürsten im Verein mit den napoleonischen Bestrebungen nunmehr in einen einzigen festgefügtten Landkomplex zusammengefügt und zu einem achtungsgebietenden Staatskörper erhoben worden waren.

Und wie 1803 die Machterweiterung der badischen Markgrafschaft ihren äußeren Ausdruck in der Erhebung zum Kurfürstentum gefunden hatte, so erhob nun Napoleon, um das bisherige Kurfürstenhaus, zu dem er auch noch durch die von ihm betriebene Verheiratung seiner Adoptivtochter Stefanie Beauharnais mit dem diese Ehe nur widerwillig eingehenden Erbprinzen Karl in nähere verwandtschaftliche Beziehungen getreten war, noch mehr an seine Person und seine Politik zu fesseln, Baden 1806 zum Großherzogtum.

Man kann daher wohl mit Recht behaupten, daß Napoleon, wenn man ihn nicht direkt als den eigentlichen Schöpfer des badischen Großherzogtums bezeichnen will, zum mindesten an seiner Gründung sehr stark mitgewirkt hat. Denn ohne seine Rheinbundspolitik, die damals, als leider jeder Reichsfürst mehr an das Wohl seines eigenen Landes als an das Bestehen des Reiches dachte, das ja 1804 hauptsächlich infolge der vernichtenden Bestimmungen des Reichsdeputationshauptschlusses zusammenbrach, von den süddeutschen Fürsten im partikularistisch-territorialen Eigeninteresse stark unterstützt wurde, wäre aus den weit auseinander- und zerfetzt liegenden badischen Gebiets teilen von 1771 niemals das in festem Zusammenschluß nunmehr wohlgefügte badische Großherzogtum geworden, das noch heute in seinen alten Grenzen als nunmehriger badischer Freistaat besteht.



Fehrbellin.

18. Juni 1675 — 18. Juni 1925.

Zum 250jährigen Gedenktage der Schlacht.

In das nächtliche Dunkel, das nach dem Weltkriege über unserem geknechteten Vaterlande liegt, strahlt heute ein heller Stern mit leuchtendem Glanze hinein: der Erinnerungstag von Fehrbellin, den einst Fontane mit der ganzen Begeisterung seines vaterländisch-märkischen Dichterherzens jubelnd mit den Versen feierte:

Grüß Gott Dich Tag — du Preußenwiege
Geburtstag und Ahnherr unserer Siege!

In den Tagen, da noch immer viel bittere Kummernis herrscht in deutschen Landen, wendet der Blick des Volkes sich gern zurück zu den Großtaten seiner Geschichte, um aus ihnen seelische Erhebung, Kraft und Mut zum Wiederaufstieg zu schöpfen. Zu welchem Tage aber könnte es wohl lieber aufschauen als zu diesem hohen märkischen Ehrentage, der heute vor einem Vierteljahrtausend den herrlichen Sieg einer kleinen Schar brandenburgischer Reiter über vielfache schwedische Uebermacht und die rasche Befreiung des

Landes von feindlicher Bedrückung heraufführte, und der in seiner mächtigen Auswirkung, indem er in gewisser Weise den Grund zu Preußens Größe legte, zu einem national-deutschen Ruhmestag geworden ist. „Männer machen Geschichte“ — und der Mann, der an diesem Tage den Namen seines Landes und des Schauplatzes seines Sieges mit dem Stahl des Schwertes in das Buch der Geschichte einschrieb — das war der volksgeliebte Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dem die bewundernde Mitwelt bald nach dieser Schlacht den Namen „des Großen“ beigelegt hat. Keiner trug ein deutsches Herz in der Brust wie dieser Kurfürst; das beweisen seine eigenen Worte: „Ich bin ein wahrer Deutscher und will es immerdar bleiben.“

In dieser seiner deutschen Gesinnung hatte er im Jahre 1674 als deutscher Reichsfürst mit 20 000 Mann seines Heeres im Kampfe gegen die Franzosen im Elsaß gestanden, den das Reich gegen die räuberischen Ueberfälle deutschen Reichslandes durch Ludwig XIV. dorten zu führen gezwungen war. Nachdem dieser Reichskrieg gegen Frankreich leider unglücklich verlaufen war und das Reich das deutsche Elsaß damals schon einmal den Franzosen hatte überlassen müssen, war der Kurfürst mit seinen Truppen über den Rhein zurückgegangen und lagerte in Franken in der Gegend von Schweinfurt am Main, um seinen erschöpften Brandenburgern von den Mühseligkeiten des elsässischen Feldzugs ein wenig Ruhe und Erholung zu gewähren.

Da weckte Ludwig XIV., der seine Eroberung des Elsaß vor der Tatkraft gerade des Kurfürsten, seines deuschesten und darum gefährlichsten Gegners inmitten der Reichsarmee, noch nicht genügend gesichert glaubte, um ihn von dort abzulenken, diesem durch seinen Einfluß in Schweden im Rücken einen neuen Feind.

Ogbleich Schweden im Dezember des Jahres 1673 mit dem brandenburgischen Kurfürsten ein Defensiv-Bündnis geschlossen hatte, rückte der schwedische Generalissimus doch auf Frankreichs heimliches Betreiben im Frühjahr 1675 an der Spitze einer schwedischen Armee von dem damals noch schwedischen Vorpommern aus durch Mecklenburg in die brandenburgischen Lande ein, die von Verteidigungstruppen zur Zeit völlig entblößt waren. Nur die hoch vaterländisch gesinnten treuen Bauern der Mark rotteten sich, wohl unter Führung ihrer Gutsherren, zur Verteidigung des Landes zusammen, um den Plünderungen und Raubzügen der schwedischen Soldateska entgegenzutreten. Sie hatten Kompagnien gebildet und auf ihren Fahnen las man den Namen des Kurfürsten mit der bekannten Inschrift:

Wir sind Bauern von geringem Gut

Und dienen unserem gnädigsten Kurfürsten mit unserem Blut.

Am 21. Mai 1675 hatten die Schweden sich der Havelübergänge bei Oranienburg und der Rhinpässe bei Fehrbellin und Kremmen bemächtigt. Sie beabsichtigten nicht lange in der Mark zu bleiben, sondern trachteten danach, auf dem westlichen Elbufer die Verbindung mit Braunschweig zu erreichen, mit dem sie verbündet waren, — um dann weiter nach Westen vorzustoßen. Westlich Havelberg sollte die Elbe überschritten werden. Dorthin schob sich somit die schwedische Armee in nicht allzu eiligen Märschen zusammen. Ein Korps war bereits bei Havelberg angekommen, ein zweites stand noch bei Rathenow, ein drittes hatte Brandenburg besetzt. Das schwedische Generalquartier befand sich in Neu-Ruppin. Zwischen ihm und den Korps breitete sich das havelländische Luch, das von dem Flükken Rhin durchströmt ist, über den bei Fehrbellin ein Brückenübergang führte.

Der Kurfürst verließ auf die ihm gewordenen Meldungen von dem Einfall der Schweden in seine Lande am 26. Mai still und unbemerkt seine Quartiere in Franken und marschierte, entschlossen, sich an den Schweden für ihren Treubruch zu rächen, in einer für die damaligen Wege- und Transportverhältnisse überraschend kurzen Zeit über Schleusingen, den Thüringer Wald, Arnstadt, Staßfurt in beschleunigten Märschen der schwer bedrängten Heimat zu. Rücksichtslos ohne Schonung der Truppen eilte er vorwärts.

Denn, so sagte er: „Wer den Kopf des Ebers essen will, der darf die Hunde nicht schonen.“ Am 11. Juni langte er bereits in Magdeburg unweit der altkurmärkischen Grenzen an. „Das war ein rasches Reiten vom Rhein bis an den Rhin!“ Eben dort eingetroffen, erfuhr er, daß die Schweden von seinem Anmarsch noch ohne jede Nachricht waren. Um ihn weiter möglichst lange zu verheimlichen, ließ er sogleich sorglich die Tore schließen und traf alle Maßnahmen, um auch ferner das Geheimnis seiner Ankunft in den märkischen Landen zu hüten. In Magdeburg mußte er um der Truppe willen zwei Tage lang unfreiwillig rasten.

Am Abend des 13. Juni überschritt er dann die Elbe. Seine erlesenen 1200 Musketiere, die er vom Fußvolk allein von jetzt an nur noch bei sich hatte, auf Wagen transportierend, um schneller vorwärts zu kommen, brach er mit seinen zirka 6000 Reitern bei strömendem Regen auf den aufgeweichten Wegen weiter in Richtung Rathenow auf. Es lag ihm sehr daran, die schwedische Heeresmacht hier zu durchbrechen. Gelang ihm dies, so stand er zwischen den beiden schwedischen Flügelkorps mit allen Vorteilen der inneren Linie. Dann mußten diese schleunigst zurückgenommen werden. Vielleicht glückte es — das war des Kurfürsten geheimes Hoffen, eins vor dem andern zu vernichten, bevor noch eine weiter rückwärts erstrebte Vereinigung der Schweden möglich war.

In der Morgenfrühe des 15. Juni erreichte er Rathenow. Niemand ahnte dort die Ankunft des Kurfürsten. So glückte es Derfflinger durch einen listigen Handstreich, Rathenow rasch zu überrumpeln. Durch einen aufgefangenen Schweden hatte er das schwedische Lösungswort erfahren, und indem er sich den feindlichen Torwachen als den Anführer einer von den märkischen Bauern heftig verfolgten schwedischen Abteilung ausgab, gelang es ihm, mit einigen seiner Leute in Rathenow einzudringen. Rasch waren die schwedischen Wachen dort niedergemacht, die Tore wurden mit Gewalt von innen her gesprengt und die gesamte schwedische Besatzung fiel, soweit sie von den nachdringenden Brandenburgern nicht niedergemacht war, gefangen in die Hände des Siegers. — Friedrich der Große erzählt in der Geschichte seines Hauses, daß der Kurfürst vor seinem Eintreffen bei Rathenow den dort im Amt stehenden, ihm besonders wohl gesinnten Landrat v. Briest heimlich von seinen Plänen in Kenntnis gesetzt und mit ihm die Mittel verabredet habe, die Schweden in Rathenow zu überfallen. Briest soll nach Friedrichs Angaben den Offizieren des schwedischen Regiments Wangelin, das sich in Rathenow einquartiert hatte, ein großes Abendfest gegeben haben, bei dem sich die Offiziere allzureichlich dem Genuß des Weines hingaben. Während sie dann ihren Rausch ausschliessen, hätte der Kurfürst in der Nacht auf mehreren Kähnen einige Abteilungen Infanterie über die Havel setzen lassen, um dann gleichzeitig mit Derfflinger in die Stadt einzudringen. Aber diese von Friedrich II. berichtete Episode ist geschichtlich nicht sicher belegt.

Der Kurfürst, nun im Besitze von Rathenow, wollte den dadurch erlangenen Erfolg und die Gunst der Lage weiter rasch nutzen. Er wußte wohl, wie wertvoll im Kriege jeder Augenblick ist. Die schwedische Linie war in der Mitte durchbrochen und nach des Kurfürsten Annahme, die sich als durchaus richtig erwies, mußten die schwedischen Flügelkorps nun versuchen, sich so schnell als möglich nach rückwärts, etwa bei dem schwedischen Generalquartier bei Neu-Ruppin, zu vereinigen.

Dem in und um Brandenburg stehenden linken schwedischen Korps bot sich dazu nur der Weg nordwärts über Nauen und dann durch das havelländische Luch, — und als einziger Uebergang über den Rhin die Brücke bei Fehrbellin. Dort nun, in dem Gelände zwischen Havel und Rhin, wollte der Kurfürst es fassen und vernichten. Aeufferste Schnelligkeit war geboten. Ohne die Ankunft der zurückgebliebenen Fußtruppen abzuwarten, eilte er mit seinen zirka 6000 Reitern — die etwa der Stärke von 2½ Kavallerie-Divisionen der Jetztzeit entsprechen — und 12 Geschützen geradenwegs auf Nauen vor, um das Korps des Grafen Waldemar Wrangel vor seinem Uebergange über das Luch und noch vor seiner Vereinigung mit dem Korps des von

Havelberg ebenfalls im Rückzug vermuteten Korps des Feldmarschalls Grafen Karl Gustav Wrangel, auf seinem Marsche von Brandenburg her in der Flanke anzufallen, zu schlagen und zu vernichten.

Wie sehr sich der Kurfürst aber auch in dieser entscheidenden Lage mit dem richtigen Vorausblick des genialen Heerführers beeilte, so gelang es ihm doch nicht mehr, die Schweden bei Nauen noch zu fassen. Eine Stunde, bevor der Kurfürst mit seinen Reitern dort eintraf, hatte das schwedische Korps die Stadt bereits passiert. Dem Kurfürsten waren aber brandenburgische Dragoner-Abteilungen vorausgeeilt, um auf Nebenpfaden, die durch das Luch führten, Fehrbellin noch vor den Schweden zu erreichen und die dortige Brücke zu zerstören. Dies glückte.

Der Kurfürst hatte nun mit dem linken schwedischen Flügelkorps engste Fühlung. Durch Gefangene und Ausreißer erfuhr er, daß es sich tatsächlich auf Fehrbellin gewendet hätte, um dort die Vereinigung mit dem von Havelberg kommenden Korps zu bewerkstelligen. Dies aber mußte unter allen Umständen vereitelt werden. Ueber Nauen, wo er ungewollten Aufenthalt hatte, kam der Kurfürst aber am Abend des 17. Juni nicht mehr hinaus. —

Die Gegend bei Fehrbellin glich damals nach den andauernden Regengüssen der letzten Tage einem Morast, aus dem sich wenige Dörfer wie Inseln heraus hoben. Die einzige Straße, die hier durch das Luch führte, ging von Nauen nach Börnicke, wo sie sich gabelte. Der östlichere Weg führte weiter direkt auf Kremmen, der westliche über Tietzow—Linum—Hakenberg—Tarmow geradenwegs auf Fehrbellin.

Bei strömendem Regen trat nun der Kurfürst am Frühmorgen des 18. Juni den Vormarsch auf Börnicke an. Zuerst traf der Landgraf von Hessen-Homburg — der Prinz mit dem silbernen Bein — der den Vortrab führte, mit etwa 1600 Reitern auf den Feind. Da nach seiner Meldung die Schweden das Defilee nördlich Tietzow völlig verlegten, so schlug der alte Derfflinger dem Kurfürsten vor, diese Stellung nicht direkt anzugreifen, sondern zu umgehen. Aber der Kurfürst lehnte ab. Aus dem Tagebuch des brandenburgischen Kammerjunkers v. Buch wissen wir, „daß Seine Durchlaucht immer Partei nahm für die, die für den schnellsten Angriff waren.“ So entschied sich der Kurfürst auch hier, den Stier bei den Hörnern zu packen, zumal er befürchten mußte, daß ihm bei der vorgeschlagenen Umgehung infolge des Zeitverlustes der Schwede entwischen könnte.

Der Prinz von Homburg hatte den Gegner inzwischen gestellt, der zuerst nördlich von Tietzow, wie gemeldet, dann hinter der sogenannten Landwehr östlich Linum, dann zwischen Hakenberg und Linum drei Stellungen nacheinander einnahm, die er aber jedesmal ohne eigentlichen Kampf wieder räumte. Das schwedische Korps bestand aus etwa 4000 Reitern, 7000 Mann zu Fuß und 58 Geschützen. Trotz dieser erheblichen Uebermacht, die ihm bekannt war, hielt der Kurfürst an dem Entschlusse eines sofortigen energischen Angriffs fest. Gleich anfangs hatte sein scharfes Feldherrnauge einen unbesetzten Hügel westlich der Straße zwischen Deditow und Hakenberg erspäht, der das Schlachtfeld beherrschte. Während nun die Vorhut unter dem Prinzen v. Homburg die Schweden in der Front weiter beschäftigte, gingen die 12 brandenburgischen Geschütze, hinter Linum westlich von der Straße abbiegend, unter Bedeckung von Grumbkow- und Derfflinger-Dragonern, einer Schwadron Leibtrabanten und drei Eskadrons vom Regiment Anhalt durch das Deditower Wäldchen vor und auf der Anhöhe in Stellung, wo sie sofort das Feuer auf die Schweden eröffneten. Einen Angriff Wrangels gegen den Hügel mit dem schwedischen Regiment v. Dalwigk nahmen die Leibtrabanten und die Schwadronen vom Regiment Anhalt nicht an, sondern wichen zurück. In diesem kritischen Augenblick, da seine Geschütze auf dem Spiele standen, erschien hier der Kurfürst in eigener Person auf der Anhöhe. Mit donnernder Stimme fuhr er in höchstem Zorne die Zurückweichenden an, brachte sie zum Halten und führte sie persönlich im heftigen feindlichen Geschützfeuer wieder vor, wobei er selbst in das dichteste Kampfgetümmel geriet.

„Das war ein heißes Streiten am Tag von Fehrbellin!“

O Preußen, damals wägte auf eines Auges Blick,
Auf eines Zolles Breite sich furchtbar dein Geschick.
O Zollern, deine Krone, o Friederich, dein Ruhm,
Hier galt's im Ahn' dem Sohne, im Hut dem Königtum.
Hier galt es Deutschlands Freiheit ob nord'scher Uebermacht,
Und wer, wenn er gefallen, wer schlug dann seine Schlacht?

Der Prinz von Homburg fiel noch rechtzeitig mit dem Regiment Görtzke dem schwedischen Regiment v. Dalwigk in die linke Flanke und so wurden die brandenburgischen Geschütze gerettet. — Hier auf der Anhöhe soll sich auch die Szene des von dem kurfürstlichen Stallmeister Emanuel Froben veranlaßten Pferdetausches des Kurfürsten abgespielt haben. Der Kurfürst ritt an dem Schlachttag einen Schimmel. Als der Stallmeister zu bemerken glaubte, daß die Schweden auf dies durch seine Farbe weithin auffallende Tier das Feuer besonders lenkten, bat er seinen Herrn, mit ihm zu tauschen unter dem Vorwande, daß der Schimmel zu arg scheue. Kaum hatte dieser treue Diener ihn einige Minuten geritten, wurde er durch eine Kanonenkugel getötet. So hat er durch seinen Tod das Leben seines Kurfürsten in märkischer Treue gerettet. Nach neueren Forschungen soll diese schöne Tat zu den liebenswürdigen Fabeln gehören, mit denen das Volk so gern die Helden gestalten seiner großen Führer umrankt. In der Tat befindet sich auf dem früher im königlichen Schlosse zu Berlin befindlichen Teppich, auf dem Friedrich I., der Sohn des Kurfürsten, der den Geschehnissen der Schlacht noch recht nahestand, den Augenblick von Frobens Tod hat darstellen lassen, der Kurfürst auf dem Schimmel und der tödlich getroffene Froben sinkt neben ihm von einem Braunen herunter.

In Nebel und Regen zog sich der Kampf weiter etwa zwei Stunden lang an dem Hügel hin und her, auf dem sich der Kurfürst und Derfflinger weiter befanden. Gegen 10 Uhr ließ der Regen plötzlich nach —

nun klärt sich das Wetter,
Sonnenschein — Trompetengeschmetter —
Derfflinger greift an — die Schweden fliehn,
Grüß Gott dich, Tag von Fehrbellin.

Kurz nach 10 Uhr war es gelungen, die brandenburgischen Reiter zu einem letzten Stoß zu sammeln und den rechten Flügel der Schweden in einer großen Attacke niederzureiten. Das entschied die Schlacht. Wrangel brach das Gefecht rasch ab und ordnete sofortigen Rückzug über die inzwischen durch die Schweden wieder hergestellte Brücke von Fehrbellin an. Der Prinz von Homburg folgte und griff noch einmal mit seinen Reitern den abziehenden Gegner an, wurde aber zurückgeworfen, so daß der Kurfürst nunmehr von einem weiteren Angriff Abstand nahm und bei Tarmow südöstlich Fehrbellins ein Lager bezog. Zu einer rücksichtslosen ausgiebigen Verfolgung waren die brandenburgischen Reiter, die seit Magdeburg nicht mehr abgesattelt hatten, an diesem Tage nicht mehr imstande.

Dieser letzte mißglückte Angriff des Prinzen v. Homburg, der die beabsichtigte völlige Vernichtung des Wrangelschen Korps nicht zur Ausführung gelangen ließ, rief beim Kurfürsten eine lebhafteste Mißstimmung gegen den Prinzen hervor. Die Legende aber, die der Dichter Heinrich v. Kleist seinem Drama „Der Prinz v. Homburg“ zu Grunde gelegt hat, von einem zu frühen gegen den ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten unternommenen Angriff des Prinzen, entbehrt jeder geschichtlichen Grundlage. Der Kurfürst war selbst viel zu sehr Draufgänger, als daß er einem seiner Unterführer einen Angriff gegen den Feind, möge er noch so voreilig gewesen sein, zum Vorwurf gemacht hätte.

Erst am 20. Juni brach der Kurfürst mit seiner gesamten Kavallerie und 5000 Musketieren, die inzwischen herangekommen waren, zur weiteren Verfolgung der Schweden auf. Am 21. Juni kam es noch einmal zu einem kurzen Gefecht bei Wittstock in der Prignitz und am 22. Juni überschritten die Schweden die mecklenburgische Grenze. Die Mark war frei von ihren Bedrückern.

Am 23. Juni wurden mit Trommeln und Trompeten die Siegestrophäen unter dem Jubel der Bürgerschaft in Berlin eingebracht und der Kurfürst hielt als Retter des Vaterlandes Einzug in seiner Hauptstadt.

Glänzend war der Erfolg, ungeheuer der moralische Eindruck dieses raschen Feldzuges mit dem ruhmreichen Endsieg bei Fehrbellin! Nach den schweren entsetzlichen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges hatte das deutsche Volk endlich wieder einen Helden, an dem sich das Nationalgefühl emporranken und begeistern konnte. Mit seiner jungen brandenburgischen Macht hatte er in wenigen Tagen die Schweden aus den Marken gejagt, die Schweden, deren hoher Kriegeruhm seit Gustav Adolf unerschüttert bestanden hatte und von nun an, seit dem herrlichen Siege der Brandenburger bei Fehrbellin erst zu erblichen begann. Wenn auch die geplante völlige Vernichtung der Schweden dem Kurfürsten nicht gelungen war — so war doch das große Ziel der Befreiung des vaterländischen Bodens erreicht. Fehrbellin war die erste Feldschlacht, welche die brandenburgische Armee ohne alle fremde Mitwirkung ganz allein auf sich gestellt, geschlagen hatte.

Darum:

So lang des Rhines Wasser wallen
Durchs märk'sche Land zur Havel hin,
Wird immer stolz der Ruf erschallen,
Gott grüß Dich — Tag von Fehrbellin.

Man kann die Schilderung dieses Feldzuges des großen Kurfürsten nicht besser schließen als mit der Wiedergabe der bewundernden Beurteilung, welche der große König Friedrich II. ihm zuteil werden ließ: „Wenige Feldherren dürfen sich rühmen, einen Feldzug wie den von Fehrbellin gemacht zu haben. Der Kurfürst ersinnt einen eben so großartigen als kühnen Plan und führt ihn mit erstaunlicher Schnelligkeit aus, nimmt ein Lager der Schweden, während ihn Europa noch in Franken glaubt, fliegt nach der Ebene von Fehrbellin und schlägt mit einer kleinen, von langem Marsche ermüdeten Kavallerie eine zahlreiche und ansehnliche Infanterie, die durch ihre Tüchtigkeit das Reich und Polen überwunden hatte. Dieser ebenso glänzende als mutvolle Feldzug verdient, daß man Caesars: *veni, vidi, vici* auf ihn anwendet. Er ward von seinen Feinden gelobt, von seinen Untertanen gesegnet: seine Nachkommen aber betrachten diesen glänzenden Tag als den Anfang der Größe, zu welcher das Haus Brandenburg aufgestiegen ist.“

*

Zur Fridericus - Marke !

In dem Streite darüber, ob es angezeigt war, eine der neuen Briefmarken des republikanischen Deutschen Reiches mit dem Königsbilde Friedrichs des Großen zu versehen, ist es vielleicht interessant, darauf hinzuweisen, welche Stellung dieser bedeutendste Hohenzollernfürst zu den verschiedenen Staatsformen eingenommen hat. Seine Ansichten über die republikanische Regierungsform werden gewiß von vielen, die sich zu ihr bekennen, gern gelesen und somit ihr Unmut über die Einführung einer Königsmarke mit seinem Bilde einigermaßen beschwichtigt werden.

In einem Aufsatz „Ueber Sitten und Gebräuche, Gewerbefleiß und die Fortschritte des menschlichen Geistes in Künsten und Wissenschaften“ sagt dieser aufgeklärte König: „Alle Staaten haben einen gewissen Kreislauf von Ereignissen durchmachen müssen, ehe sie zu ihrer höchsten Höhe gelangten. Die Monarchien sind mit langsameren Schritten dahingekommen als die Republiken, und haben sich auch weniger darauf zu erhalten gewußt. Wenn sich mit Recht behaupten läßt, daß eine gut verwaltete monarchische Regierungsform immer die vollkommenste ist, so ist es doch auch nicht weniger gewiß, daß die Republiken den Zweck ihrer Stiftung am schnellsten erfüllt und sich am besten erhalten haben: weil gute Könige sterben, weise Gesetze aber unsterblich sind... Rührt man die Grundgesetze der Republiken an, so stürzt man diese gewiß gänzlich um, da die Weisheit der Gesetzgeber ein Ganzes gebildet hat, mit welchem die verschiedenen Teile des Staatskörpers im engsten Zusammenhange stehen. Die einen verwerfen, heißt die andern zerstören, weil sie durch eine Verkettung von Folgen verbunden sind, welche ein zusammenpassendes und vollständiges System daraus machen.“

„In Königreichen beruht die Regierung“ — urteilt der König aus dem Standpunkt seiner Zeit heraus — „nur auf dem Despotismus des Landesfürsten; die Gesetze, das Heer, der Handel, die Industrie und alle anderen Teile der Staatsverwaltung sind der Laune eines einzelnen Menschen überlassen, welcher überdies Nachfolger hat, die sich niemals gleichen.“

Daher kommt es dann gewöhnlich, daß bei einem neuen Thronfolger der Staat nach ganz neuen Grundsätzen regiert wird; und gerade das ist es, was dieser Regierungsform so besonders schadet.

In dem Zwecke, den Republiken sich vorsetzen, und in den Mitteln, die sie anwenden, ihn zu erreichen, herrscht Einheit und daher verfehlen sie ihn niemals.

In Monarchien aber folgt ein träger Fürst auf einen ehrgeizigen, auf jenen kommt ein Frömmeler, auf diesen ein kriegerischer, dann wieder ein gelehrter oder ein wollüstiger. Während nun der bewegliche Schauplatz des Glückes unaufhörlich neue Szenen darstellt, wird der Geist der Nation durch die Mannigfaltigkeit der Dinge zu sehr zerstreut und findet keinen festen Boden. In Monarchien müssen also diejenigen Einrichtungen, welche dem Wechsel der Jahrhunderte trotzen sollen, so tief Wurzel fassen, daß man sie gar nicht ausreißen kann, ohne zugleich die Grundfesten des Thrones zu erschüttern.“

Man sieht, wie gerecht und einsichtsvoll dieser große König die Vorteile und Nachteile der verschiedenen Regierungsformen gegeneinander abzuwägen verstanden hat. Vielen seiner Ausführungen kann jeder Republikaner bedingungslos und freudig zustimmen. So liegt also kein Grund vor, von dieser Seite gegen die Einführung der Königsmarke mit dem Bildnis dieses großen Fürsten, der die guten Seiten der republikanischen Regierungsform so deutlich hervorhebt, zu polemisieren. Der Bestand der deutschen Republik dürfte durch die Einführung der Marke wohl kaum gefährdet werden. Friedrich II. gehörte unstreitig zu den großen Männern seines Volkes; wie wäre ihm sonst der Beiname „des Großen“ zugeteilt worden, den Kant, gewiß kein Byzantiner, zuerst ihm beigelegt haben soll. Nach einem oft zitierten Worte ehrt das Volk sich selbst, das seine großen Männer ehrt, möge es der monarchistischen oder der republikanischen Staatsform anhängen. Die Totenstätte Napoleons, des ersten Kaisers der Franzosen, wird noch heute im republikanischen Frankreich im Pantheon hoch verehrt.

Und eine solche Ehrung bedeutet es auch, wenn heute die am meisten gebrauchte Marke des Reiches das Bild des großen Fürsten mit den Königsaugen trägt. Es soll einen Jeden von uns täglich an die hohen Verdienste dieses unsterblichen Königs erinnern, die er sich in schwerster Zeit um die Hochachtung des deutschen Namens und um die Vorbereitung des neuen deutschen Reiches erworben hat, ohne das heute eine deutsche Republik nicht bestehen würde. War er nicht zugleich Vater seines Volkes, Gesetzgeber,

Staatsmann, Künstler, Dichter und Gelehrter? War er nicht immer der große Friedrich, wie Johannes v. Müller fragt, ohne daß eine dieser Eigenschaften der anderen geschadet hätte?

„Hoch stand der König“, erzählt uns Goethe bei Beschreibung der Kaiserwahl in Dichtung und Wahrheit, „in der Gunst der Menge, unter der sich außer Frankfurtern „Deutsche“ aus allen Gegenden befanden“. Also in ganz Deutschland stand damals schon der Ruf dieses großen Königs in hohen Ehren, und Jedermann war stolz, daß dieser König ein „Deutscher“ war. So war er es, der in jener Zeit des völligen Darniederliegens des deutschen Gedankens den Deutschen in seiner Person wieder einen nationalen Mittelpunkt gab.

Aber auch Goethe beklagt schon, daß es damals Leute gab, die den großen Fürsten herabzusetzen suchten. „Seine größten und augenfälligsten Verdienste wurden geschmäht und angefeindet, die höchsten Taten, wo nicht geleugnet, so doch wenigstens entstellt und verkleinert. — Und ein so schnödes Unrecht geschah dem Einzigen, offenbar über alle seine Zeitgenossen erhabenen Manne.“ So urteilt Goethe, der in der gleichen Zeit mit ihm lebte.

War es somit wirklich verfehlt, das Bildnis dieses großen deutschen Fürsten unter andere große deutsche Männer zu reihen, — nur deshalb, weil er zufällig ein „König“ — und was für Einer! — gewesen ist? Gilt denn neben seinen sonstigen Königseigenschaften sein hohes, geläutertes Menschentum, seine sittliche Größe, sein Ueberragen über Parteigeist und Vorurteile des großen Haufens nichts?

Gerade in unseren Tagen ist es von höchstem Werte, uns sein Bild täglich vor die Seele zu stellen. Denn es war Friedrich der Große, der uns lehrte, daß niemals, wie Johannes v. Müller sagt, ein Mensch, ein Volk wäñnen darf, das Ende sei gekommen. „Wenn wir das Andenken großer Männer feiern, so geschieht es, um uns mit großen Gedanken vertraut zu machen, zu verbannen, was zerknirscht, was den Anfang lähmen kann. Güterverlust ist zu ersetzen, über anderen Verlust tröstet die Zeit: nur Ein Uebel ist unheilbar, wenn der Mensch“ — wir fügen hinzu, wenn eine Nation — „sich selbst aufgibt. Wenn dein Geist, unsterblicher Friedrich, von dem ewigen Aufenthalt, nunmehr von vorübergehenden Verhältnissen befreit, sich einen Augenblick herablassen möge auf das, was wir der Erde große Angelegenheiten zu nennen pflegen, so wirst du sehen, daß die Größe immer dem folgt, der dir am Aehnlichsten ist.“

So urteilen Zeitgenossen, die sein Bild noch nicht einmal in dem uns nötig erscheinenden historischen Abstand sehen, der seine einsam ragende Gestalt in jener für Deutschland so traurigen Zeit nur noch eindrucksvoller und gewaltiger hervortreten läßt.

Möge denn das Wort Goethes von dem „schnöden Undank“ allen denen in den Ohren klingen, die mit Wort und Schrift in Unkenntnis der einzigen Größe dieses Fürsten und seiner hohen Bedeutung für das Deutschtum sich über diese neue deutsche „Königsmarke“ ereifert haben.



